P.o.germ.
1105
sc

P. O. Germ. 1105 1c

<36603937800018

<36603937800018

Bayer. Staatsbibliothek

Die

Politische Poesie

der

Deutschen.

Von

R. E. Prutz.

(Aus Prutz's Taschenbuch.)

Leipzig.
Verlag von Otto Wigand.
1845.

308. b. 168. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

.24 BS div

Es ist eine bekannte Thatsache, daß bei uns Deutschen Poesie und Politik als entschiedene und durchaus unversöhnbare Gegensätze betrachtet werden, und daß demgemäß politische Poesie bei uns meist für ein Ding gilt, welches entweder, als unmöglich, nicht existirt, oder, als unberechtigt, doch nicht existiren sollte. In diesem Resultat vereinigen sich bei uns zwei Parteien, die übrigens wenig oder nichts mit einander gemein haben; auch zu dieser gemeinsamen Ansicht über die politische Poesie der Deutschen sind sie auf ganz verschiedenen Wegen, von den verschiedensten Standpunkten aus, gelangt.

Die Einen (denn auch das Geschlecht dieser Leute ist unter uns noch nicht ausgestorben) sind diejenigen, nach deren Meinung das Volk im Allgemeinen und als solches überhaupt politisch unmündig, unbetheiligt und unberechtigt ist, und die daher alles politische Interesse, alle persönliche Theilnahme an der Entwicklung des Staates und der gegenwärtigen Geschichte ausschließlich auf den Kreis derjenigen beschränken wollen, die auf irgend eine Weise, als Aufseher oder Handlanger, Nagel oder Schraube, unmittelbaren Antheil an jener großen geheimnißvollen Staatsmaschine haben, von der wir Andern nur das Knarren und Sausen hören. Es sind dies diejenigen, die aus der Thatsache des Besitzes ihr Recht, sogar ihr ausschließliches und göttliches

Recht ableiten; die kein anderes, zum Wenigsten kein besseres Werkzeug der Regierung kennen, als das Gängelband, den Fallhut und die Ruthe, ja die den gesammten Staat, die gesammte politische Entwicklung unserer Zeit als einen Geheimdienst behandeln, in welchem sie allein die Wissenden, die geweihten Priester, die Vermittler sind zwischen dem verhüllten, jenseitigen Staat und uns, den Laien der Geschichte. Wenn diese auch der Poesie nicht gestatten wollen, den politischen Inhalt unseres Lebens zu ergreifen und mit tönender Stimme auszusprechen vor unserm Volk, so versteht sich das bei dieser Partei ganz von selbst, und ist nur eine nothwendige und richtige Consequenz ihrer ganzen Stellung.

Neben ihr her läuft eine zweite Richtung, die zwar auch von politischer Poesie nichts wissen will: aber nicht, wie jene, aus politischen, sondern lediglich aus poetischen Gründen, aus gewissen ästhetischen Principien, die man sich einmal gebildet, oder richtiger, die man von der Vergangenheit auf Treu und Glauben als giltig übernommen hat, und die man nun nicht aufgeben zu dürfen meint, ohne zugleich die Grundfesten der Kunst selbst zu erschüttern. Denn nach der Meinung dieser Partei ist die Dichtung göttlicher Natur, ihr Reich ist nicht von dieser Welt, sie ist der Friede, die Harmonie, der selig unbefangene Genuß des Schönen; was hätte sie also zu theilen mit den irdisch vergänglichen, den feindseligen und häßlichen Erscheinungen der Tagsgeschichte? Die Heimath der Poesie, sagen sie, ist ausschließlich das Ideal, mit dessen goldenem Abglanz sie unsre geplagten, von der Welt ermüdeten und zerstückelten Herzen erleichtert und erquickt; ihr schlimmster und unversöhnlichster Feind ist die Wirklichkeit: aber sie überwindet ihn, indem

sie ihn ignorirt. Auch die Wirklichkeit des Staates hat daher, schließen sie weiter, in der Poesie keinen Raum, ja gerade sie am Wenigsten. Denn der Staat, sagen sie, ist lediglich ein Product und eine Angelegenheit des Verstandes, während die Poesie allein aus dem Bronnen des Gemüthes quillt und den Verstand, den kalt berechnenden, verachtet; im Staat kämpfen Vorurtheile und Systeme, Leidenschaften und Parteien, die das Herz verbittern und die schöne Unbefangenheit der künstlerischen Anschauung zerstören. Das aber ist es ja eben, fahren sie fort, was der Poet, der Künstler und überhaupt Jeder, der auch nur für den Genuß der Kunst empfänglich ist, vor allen übrigen Menschen voraus hat, daß er, kraft dieser geistigen Vornehmheit, erhaben ist über die Conflicte der Wirklichkeit, und daß die unsaubre Woge der Parteiung nicht heraufschwillt bis zu ihm. Denn der Poet steht über den Parteien, ja es kann ihm ganz gleichgiltig sein, wie die Welt dort außen läuft, und ob er unter einem Trajan lebt oder einem Nero: das, was sein wirkliches Eigenthum ist, das ewig blühende Paradies der Kunst, die goldene Welt der Phantasie, den Zauberstab des Talentes, kann ihm ja doch Niemand rauben, noch verkümmern. Ein Poet daher, der sich abhängig bekennt von den öffentlichen Zuständen seiner Zeit, und der die Politik der Gegenwart in seine Gedichte hineinziehen will, ist eben darum kein wirklicher Poet. Denn indem er sich nicht mit der reinen poetischen Wirkung an sich begnügt, sondern auch die politischen Leidenschaften seiner Umgebung, die einseitige Neigung und Abneigung seiner Zeit in's Spiel zu ziehen sucht, zeigt er deutlich, daß er weder in sein Talent, noch in die absolute Wirkung der Kunst überhaupt Vertrauen setzt; er ist also, sei es nun um des Effectes oder

um der persönlichen politischen Ansicht willen, ein Hochverräther an der reinen und keuschen Sache der Poesie. Oder was braucht er auf das Aechzen und Schrillen der politischen Wetterfahne zu horchen, so lange noch Wälder rauschen und Bächlein murmeln? was braucht er sich auf die Warte der Zeit zu stellen und auszuschauen nach den Constellationen des politischen Horizontes, so lange ihm noch die Wiederkehr des Frühlings mit seinen Rosen und Nachtigallen sicher ist und so lange ihn noch der Abendstern in die Arme seines Mädchen winkt? —

So etwa würde diese Partei sich äußern. Sie würde, nämlich falls man sie fragen wollte, höchst vermuthlich gegen die politische Betheiligung des Volks und das, was man liberale Gesinnung nennt, an sich nichts einzuwenden haben, sie würde sogar den liberalen Bestrebungen der Zeit wahrscheinlich in Einer Rücksicht alles Gedeihen wünschen: darum nämlich, weil Freiheit allerdings viel ästhetischer klingt als Sclaverei, und weill das Auftreten eines freien und selbständigen Volkes immer von einem gewissen poetischen Duft begleitet ist. Im Uebrigen aber werden sie die politische Krisis unsrer Gegenwart nur mit Kopfschütteln betrachten und sie, wenn auch nicht als eine unsittliche verdammen, so doch als eine unselige bedauern. Denn bei diesem Umsichgreifen des politischen Interesses, bei dieser Parteienwuth, in welcher die Gemüther entbrennen, was, fragen sie, soll da aus der Dichtung werden? müssen in der heißen Asche dieses Vulkans ihre zarten Wurzeln nicht vertrocknen? wo man das politische Evangelium von den Dächern predigt, wird da nicht der Dichter überschrieen werden? und wird das Volk am Ende nicht lieber zu Zeitungen und Kammerdebatten greifen, wo es von seinen Steuern und Abgaben, seinen Amtleuten und Schulzen liest, als zu den Werken

unsrer Dichter, in denen doch so viel Erbauliches und Erfreuliches zu finden ist? — Und wenn man dieser Partei nun das das Wort: politische Poesie selbst ausspricht, so werden sie das, auf so viel Gründe und Erwägungen gestützt, geradezu für hölzernes Eisen erklären und alle weiteren Debatten mit dem beliebten Refrain abschneiden:

„Pfui, ein politisch Lied! ein garstig Lied!" —

Und da sind sie denn nun auf demselben Punkte, auf dem jene Anderen, deren wir zuerst erwähnten, sich gleichfalls befinden. 'Allein es ist einleuchtend, daß, trotz des factisch zusammenstimmenden Resultates, doch im Grunde nichts abweichender und entgegengesetzter sein kann, als diese beiden Richtungen. Die Einen stehen festen Fußes in der Politik, die Andern schweben in der Aesthetik; die Einen läugnen die politische, die Andern die poetische Berechtigung der politischen Poesie. Für die Einen ist die Politik, das Interesse und die Theilnahme an den öffentlichen Zuständen der Gegenwart (und da sie das Ding ja in Händen haben, so müssen sie sich wohl auf seinen Werth verstehen) ein zu wichtiger und werthvoller Gegenstand, als daß an ihn, den überhaupt unnahbaren, die Poesie sich wagen dürfte: und umgekehrt ist es in den Augen der Andern eine Entweihung der Dichtkunst, sich mit einem so prosaischen, so zweideutigen und unfruchtbaren Gegenstande zu befassen, wie, nach ihrer Meinung, die Politik und die Angelegenheiten unsers Vaterlandes sind. Sie fürchten also von der politischen Poesie, die Einen für die Politik, die Andern für die Poesie; den Einen ist gewissermaßen die Poesie zu schlecht, und den Andern die Politik nicht gut genug.

Ebenso verschieden, wie in der Grundlage ihrer Ansicht,

sind nun diese beiden Parteien auch in ihrer Zahl und in der Art ihrer Wirksamkeit; diejenigen, die das politische Gedicht verwerfen, wie sie alle politische Theilnahme und Stimmung der Nation verwerfen, und die wir im Gegensatz zu den Aesthetikern hier einmal kurzweg die Politiker nennen wollen, sind an Zahl bei Weitem die Geringsten. Das liegt in der Natur unsrer öffentlichen Verhältnisse; es kann nicht anders, ja sogar nach dem Willen dieser Partei selbst, soll es nicht anders sein. Politischer Freund oder Gegner irgend eines Dinges kann nur derjenige sein, der überhaupt von der Politik, vom Staat, von den öffentlichen Zuständen seines Landes wirklich etwas weiß und hat, der, mit Einem Worte, sich politisch fühlt und politisch mächtig und berechtigt ist. Deren Zahl ist bekanntlich in Deutschland außerordentlich gering. Wäre sie das nicht, so ständen die Dinge eben anders, als sie stehen; und damit sie niemals anders zu stehen kommen, so darf die Masse auch gar nicht einmal merken, wie gering an Zahl diejenigen sind, die ihr das Gebiß in den Mund gelegt haben und sie von dem Mitgenuß der politischen Rechte ausgeschlossen halten. In dieser Rücksicht sind unsre Politiker also in einer gewissen genirten Stellung, die ihnen nicht erlaubt, offen aufzutreten; auch die wahren Gründe der Abneigung, mit welcher sie das politische Gedicht verfolgen, dürfen sie der Klugheit wegen nicht überall aufdecken. Noch schwieriger wird diese Stellung dadurch, daß die einzigen Waffen, welche dieser Partei zu Gebote stehen, etwas bedenklich und jedenfalls von der Art sind, daß, sollen sie nicht völlig wirkungslos werden, sie dieselben nicht zu oft anwenden dürfen. Sie haben nämlich keine andere Waffe, als Polizeimaßregeln, Censurverbote, Confiscationen und Absetzungen, mit denen sie die

wenigen vereinzelten Zugvögel politischer Dichtung, die, gegen den Willen der Macht, und zum großen Theil gegen den Geschmack des Volkes, sich unter unsern ungastlichen Himmelsstrich verirren, umgarnen und verfolgen. Es ist wahr, diese polizeiliche Wirksamkeit hat in ihrer ersten gewaltsamen Erscheinung etwas Ansehnliches und Energisches, sie blendet und tritt geräuschvoll auf; beinahe könnte man sich vor ihr fürchten. Aber näher betrachtet, ist sie doch nur ein kalter Schlag, der niemals trifft, geschweige denn daß er zündete. Ja diese polizeilichen Maßregeln würden ihr Ziel sogar völlig und stets verfehlen, alle Beschränkungen, alle Verbote und Unterdrückungen würden wirkungslos, noch wirkungsloser sein als sie sind, sie würden noch weniger, als sie thun, die volle und glückliche Blüthe unsrer politischen Poesie verzögern (nämlich wenn der Stamm der deutschen Bildung überhaupt so gesund und von solchem Samen ist, daß wir auch diese Blüthe von ihm erwarten dürfen, was hier für's Erste dahingestellt bleiben mag): wenn nicht den Politikern die Partei der Aesthetiker, der ekle Geschmack, die vornehme Abstraction unsrer Gebildeten entgegenkäme.

Diese Partei bildet, jenen Andern gegenüber, eine ungeheure Mehrzahl. Sie besteht nicht bloß aus denjenigen, die sich wirklich und mit Bewußtsein in den Genuß der Kunst vertiefen und bei denen man, ihrer Bildung nach, ein lebendiges Interesse und eine gemüthliche Befriedigung an der Poesie voraussetzen möchte; sondern auch das Gros der Nation, die unermeßliche Menge derer, die sich um diese Dinge eigentlich gar nicht kümmern, die gewohnt sind, Andere für sich urtheilen und wählen zu lassen und die die abgetragenen Fetzen der Aristokratie begierig als neueste Mode aufraffen, hat sich ihr angeschlossen:

so daß man wohl von dem ganzen deutschen Volke sagen darf, daß die Sphäre der Literatur die einzige ist, in der es zu einem gemeinsamen Bewußtsein und zu einem gewissen Anflug von jenen Tugenden gediehen ist, die andere Nationen auf der Bühne der Geschichte durch Thaten zu beweisen pflegen: zu Einigkeit, Ehrgefühl und geschloßner Kraft.

Auch dies liegt in der Natur unsrer Verhältnisse. Denn in den Himmel rettet sich, wem die Erde verschlossen ist· und so haben auch wir, aus der Unfreiheit unsers wirklichen, bürgerlichen Daseins, uns in den Aether der Speculation, in die Aesthetik, die Literatur, die Kunst hinübergeflüchtet. Und nicht bloß Einzelne, wie es z. B. in Griechenland und Rom geschah, als die Freiheit der alten Welt und die Blüthe ihres politischen Daseins welkte, haben diesen Weg eingeschlagen: sondern, bei der allgemeinen Verbreitung der Bildungsmittel und bei den literarischen Bestandtheilen, mit denen die Atmosphäre der modernen Welt gleichsam, wie mit einem Ansteckungsstoff, geschwängert ist und die Einem anfliegen beinahe wider Willen, hat auch die Nation selbst sich auf ihn führen lassen. Und auch nicht blos geflüchtet haben wir uns in jene Aetherräume, sondern fest und behaglich darin angesiedelt; wir haben sogar vergessen, daß es ursprünglich eine Flucht gewesen ist, wir betrachten den halben Zustand als den ganzen und eigentlichen, ja wir haben gelernt, die Politik und die Oeffentlichkeit unsers historischen Daseins nicht bloß ohne Herzweh zu entbehren, sondern sie sogar als einen unbequemen Feind und Ruhestörer, als einen fremden Tropfen im Blute unseres Volkes, zu verabscheun und zu fliehen. Unsre Weisen und Schriftgelehrten aber, die so sehr geschickt sind im Beweisen, haben uns als-

bald bewiesen und dargethan, daß dies Verhältniß das richtige und dasjenige sei, in welchem die deutsche Nation, von wegen göttlicher Bestimmung, sich wohl zu fühlen habe, und daß nur Thoren, die, so zu sagen, nichts von der Naturgeschichte des deutschen Volkes verstehen, dies anders haben wollen. Eines, sagt man, schickt sich nicht für Alle; wie einige Menschen durch Talent und Schicksal zu Diesem, Andere zu Jenem bestimmt sind, so auch die Nationen. Das deutsche Volk ist kein Volk der That; diesen Ruhm müssen wir Andern überlassen, Engländern und Franzosen und vor allen den Russen. Wir sind die weise Frau der Weltgeschichte, die großen Ideologen, die den Nationen Unterricht geben in der Philosophie und der Poesie und der Kunst und kurzum, in allen Dingen, zu deren Ausführung man nicht vom Stuhl aufzustehen braucht; wir erobern auch die Welt, aber nicht mit Schwertern, sondern mit Lehrsätzen und Gedichten. — So hat man uns mit unserem literarischen Ruhm über die politische Atimie und Impotenz getröstet, in der wir uns befinden. Wie gut oder schlecht dieser Trost begründet ist, wollen wir hier nicht untersuchen; die Nation selbst muß ihn gut und wahr gefunden haben, denn sie hat ihn gelten lassen.

Dadurch ist es geschehen, daß unsere Geschichte nun schon seit geraumer Zeit der baare Gegensatz aller Geschichte ist, nämlich der Stillstand an der Stelle der Entwicklung, sogar der Rückschritt an der Stelle des Fortschrittes. Es ist dadurch geschehen, daß alle unsre Gelehrsamkeit und Weisheit, all unsre Kunst und Poesie und die vielgerühmte Bildung unsers Volkes uns doch um kein Haar breit weiter gebracht haben in der Politik, sondern daß umgekehrt politische Ereignisse, die unsre

Nachbarn groß, stark und frei gemacht haben, bei uns nur wie literarische Phänomene discutirt worden und für uns am Bedeutendsten in dem geblieben sind, was sie auf unsre Literatur gewirkt haben. Der Sturm, der anderwärts die Geburt einer neuen Zeit, eines neuen Staates und einer neuen Grundlage der Gesellschaft verkündete, ist bei uns nur wie ein Säuseln im Rohr, leis athmend durch die Schreibfedern einiger übermüthiger Schriftsteller gegangen — und alle Befreiung des Geistes, die wir uns auf dem Felde der Theorie errungen haben, hat uns bis jetzt noch zu keiner praktischen Befreiung, ja nicht einmal zu einer lebendigen Ahnung und einem tief und allgemein empfundenen Bedürfniß der Freiheit verhelfen wollen. Hieraus ferner erklärt sich, warum die deutsche Poesie selbst, obschon alle Kraft der Nation beinahe ausschließlich ihr zufließt und wiewohl sie der rechte Ehrenpreis unsers Volkes ist, dennoch zu welken droht, nachdem sie, in einem kurzen und glücklichen Frühling, kaum erst zur Knospe angesetzt hat. Auch alle Verirrungen und Excesse unsrer Literatur, die ganze Sippe der Romantik, die Ironischen, die Mittelalterlichen, die Karfunkelpoeten, die Wald- und Wiesendichter, die Verfertiger allerliebster rührender Familiengemälde, bis hinunter zu den Frivolen und Blasirten, finden hierin ihre Erklärung und ihre historische Berechtigung. Es erklärt sich endlich hieraus, warum es jetzt dahin mit uns gekommen ist, daß wir stolz darauf sind, Poeten zu haben, die nach allen Anzeichen selbst nicht mehr wissen, ob sie Chinesen und Brahmanen oder Deutsche sind, und daß wir mit abstracter Beseitigung des Inhaltes, die verzwickteste Form für die ächteste Kunst, die massenhafteste und abenteuerlichste Fruchtbarkeit für das glücklichste Genie ausrufen; ja daß in unserer Literatur

Alles zu finden und Alles zu sehen ist, von den Palmen am Ganges bis zur Laus im Felle des Löwen: nur deutsche Zustände und deutsches Leben suchst du in ihr umsonst.

Diese Resultate nun, die unsern Politikern ganz außerordentlich angenehm sein müssen, weil sie ihnen den gegenwärtigen Besitzstand noch auf eine lange Reihe von Jahren und, wenn man dem Anschein trauen dürfte, sogar auch ewig sichern, verdanken sie hauptsächlich den Aesthetikern. Von diesen ist das Dogma von der politischen Unbeflecktheit, der olympischen Selbstgenügsamkeit der Dichtung unter das Volk verbreitet worden; bei ihnen haben wir den Ursprung des schönen Quietismus zu suchen, in dem der größte Theil unsrer Nation sich so behaglich fühlt. Auch daß das politische Gedicht bei uns, so oft es auch versucht ward und so manche verwegene Hand in die verpönten Saiten zu greifen wagte, doch immer ohne rechten Erfolg blieb: auch dies haben die Politiker viel weniger sich selbst und ihren eigenen Maßregeln, als den Aesthetikern zu verdanken. Die Politiker, mit ihren Polizeigesetzen und Verboten, können blos gewittern: und ein Gewitter hält die junge Pflanze schon aus. Aber die Gleichgiltigkeit der Aesthetiker und der von ihm abhängigen Nation, der ästhetische Trotz, der den Geier nach der Freiheit fragt, wenn er nur Poesie hat, die vornehme Geringschätzung des politischen Gedichts als eines Wechselbalgs, eines unehrlich gebornen Kindes, bei dessen Anblick züchtigen Leuten unwohl wird — das war der heimtückische Nachtfrost, der die jungen Keime unserer politischen Poesie erstickte oder doch verdarb. Setzen wir einen Augenblick das Gegentheil, nehmen wir an, die Nation hätte sich dieser Dichtung ebenso begeistert zugewandt, wie sie sich gleichgiltig von ihr abgewandt: wie weit

dann würden die Maßregeln der Politiker gereicht haben? Schon jetzt sind sie nicht im Stande, auch nur die Hand der Neugier von dem verbotenen Buche abzuhalten: wie dann, wenn die Begeisterung, der Glaube, das flammende Herz darnach gegriffen hätten? Wahrlich, die Aesthetiker haben den Politikern, ja sie haben uns Allen einen großen Dienst geleistet und offenbar die Ruhe des Vaterlandes gerettet: denn schon jetzt, wo dergleichen anbrüchige Bücher kaum von Einem unter Tausend gelesen werden, und wo ein Lied immer nur ein Lied bleibt, wenn die Politiker sich schon nicht anders helfen können, als mit Processen und mit Absetzungen — hätten sie im andern Fall die Dichter nicht nothwendig hängen und köpfen müssen?

Und so sei es denn wiederholt ausgesprochen, daß die politischen Gegner unsrer politischen Poesie, oder, um es allgemeiner, aber nicht ungenauer zu bezeichnen: die principiellen Gegner der politischen Bildung und Betheiligung des Volkes überhaupt, ihre wahre Macht erst durch die ästhetischen Verächter derselben erlangen. Die Aesthetiker, aus jener poetischen Scheu vor dem Namen der Unfreiheit, deren wir bereits gedachten, werden vor diesem Ausspruch vielleicht erschrecken und seine Wahrheit bestreiten. Und allerdings, wie wir schon oben zugegeben haben, liegt dies Resultat, als ein gewolltes und bewußtes nicht in der Grundansicht der Aesthetiker; nicht gemeinsame Principien, sondern nur der Lauf der Dinge hat die beiden Parteien zusammengeführt. Allein wie dies auch sei, die Thatsache steht fest und liegt Jedermann, der Lust zu sehen hat, vor Augen: die Einen wollten keine p o l i t i s c h e Poesie, die Andern keine politische P o e s i e; das griff denn vortrefflich in

einander — und dem politischen Gedicht ist das Leben, jetzt und zukünftig, abgesprochen.

Hierbei nun zeigt sich eine wunderliche Episode. Die Aesthetiker, wiewohl sie nichts unter sich haben, als die Wolken ihres Systems, sind doch consequenter und stehen fester, als die Politiker, die den sichern Boden der Wirklichkeit beherrschen; das ästhetische Gewissen ist zarter, als das politische. Nämlich die Politiker, als Leute von Welt, die sehr wohl wissen, daß man ohne Bedenken Alles, woher es auch komme, annehmen und nützen soll, was Einem nützlich ist, und daß man auch seinen bittersten Feind wenigstens so lange und so weit soll gelten lassen, als man Nutzen von ihm ziehen kann, haben auch die politische Poesie nicht für zu schlecht erachtet, sie da, wo sie ihren Zwecken günstig war, existiren und laut werden zu lassen. Ja sie haben sie sogar veranlaßt, aufgemuntert und belohnt, und ihr einen Platz in dem officiellen Kanon der Loyalität und des Patriotismus eingeräumt. Denn wem könnte es entgehen, daß die sogenannten patriotischen Lieder, die Nationalhymnen und Volksgesänge, mit denen wir bei festlichen Veranlassungen unsre gute Gesinnung an den Tag zu legen pflegen, eigentlich und in Wahrheit dem arg verfehmten Gebiet der politischen Dichtung angehören? Damit soll der loyale Inhalt dieser Lieder auf keine Weise verdächtigt werden. Im Gegentheil, die Ausdauer, mit welcher dieser officielle und erlaubte Patriotismus in seinen poetischen Offenbarungen immer nur e i n e, und zwar eine bestimmte und höchst beschränkte Seite der politischen Existenz hervorkehrt, die Virtuosität, mit der er den Dingen, das heißt dem Staat, ausschließlich die Personen unterschiebt, die denselben bei uns bilden und vertreten, sowie die Unschädlichkeit, zu welcher er die

energischen Potenzen des politischen Gedichtes, die großen Ideen der Freiheit, des Vaterlandes und der Aufopferung für dasselbe, in abstracter Allgemeinheit homöopathisch verdünnt, erscheint auch uns bewundernswerth und, mit Rücksicht auf die praktische Nutzbarkeit dieser Lieder, sogar achtbar. Aber dafür gestehe man uns auch zu, daß diese Poesieen wirklich politisch sind und daß diejenigen, die übrigens keine Theilnahme des Volks am Staat und daher auch keine Lieder wollen, in denen eine solche vorausgesetzt oder angeregt wird, consequenter Weise auch Lieder, wie: „Heil dir im Siegerkranz", und Aehnliches, nicht zulassen müßten.

Von dieser Inconsequenz haben die Aesthetiker sich frei erhalten; sie haben auch in jenen erlaubten und begünstigten Liedern das politische Moment sehr wohl erkannt und deshalb, ihrem Princip gemäß, gegen die officielle Belobung, Auszeichnung und Verbreitung dieser Lieder ihre ästhetische Geringschätzung in die Schale geworfen. Mit welchem Erfolg sie dies gethan, das ist uns Allen noch in lebhaftestem Andenken aus dem tragikomischen Schicksal jenes Liedes, das vor etwa anderthalb Jahren plötzlich, wie ein Pilz über Nacht, zur deutschen Nationalhymne, zur Marseillaise der Deutschen und Gott weiß, zu was noch, emporgeschossen sein sollte. Wir meinen jenes Lied, das ein an sich wahres und ehrenwerthes Pathos ganz so einseitig und in ganz so beschränkter negativer Haltung aussprach, wie es thun mußte, um loyal zu bleiben und officiell (oder auch officinell) zu werden. Unsern Politikern kam dies Lied ungemein gelegen; sie thaten das Ihre, es unter das Volk zu bringen und durch eine Freigebigkeit und Gnade gegen den Verfasser, wie wir sie in Deutschland völlig ungewohnt sind

und wie die ausgezeichnetsten und ursprünglichsten Genien unsrer Literatur sie niemals, auch nicht zum hundertsten Theil, erfahren haben, den Unterschied zwischen politischer und unpolitischer Poesie sowohl dem Volk, als den Poeten selbst fühlbar zu machen. Und einige Zeit gelang dies; aber nur so lange, bis man sich von seinem Erstaunen erholt hatte, worauf denn das ästhetische Bewußtsein sogleich und mit solcher Energie in seine Rechte wieder eingetreten ist, daß man von diesem Liede schon heut, nach kaum achtzehn Monaten, am Liebsten gar nicht mehr spricht — ein Verlauf, bei dem offenbar Niemand mehr zu beklagen ist, als der wackre und wohlmeinende Verfasser, den, nach der Ansicht Einiger, weder die erhaltenen Ehrenbecher und Diplome, noch Amt und Geld und Fürstengunst, für die verscherzte poetische Zukunft entschädigen können. Der Becker'sche „Rhein" hat das Schicksal des Rheines selbst getheilt: er hat sich sacht verlaufen und die ganze Geschichte, wenn man das dünne Ende mit dem gewaltigen Anfang vergleicht, sieht einer Ironie nicht unähnlich.

Aber siehe da, die Geschichte dieses Liedes ist noch nicht zu Ende. Es wird eine Parodie, scheint es, jener kadmeischen Saat, aus welcher bewaffnete Männer und Schlacht und Untergang erwuchs. Hier hat man nicht Drachenzähne, ein Wiesenblümchen hat man gesät: und nun wachsen Dornen daraus empor.

Das Unerwartete, das so oft Unmöglich Erklärte trat ein. Wie mitunter in den Gletschergegenden der friedliche Ton der Schalmei ein Körnchen Schnee bewegt, das niederstürzend, zur Lawine geballt, ein ganzes Thal begräbt, so gab das loyale Becker'sche Rheinlied das Signal zu einer politisch-poetischen Literatur, die nicht mehr, wie bisher, in einzel-

nen verlorenen Vorposten, sondern in geschlossener Reihe, mit dem Bewußtsein und dem Anspruch einer selbständigen Literatur, auftritt; die nicht mehr wie sonst, sich bei unserm Volk ein halbes Gehör mühsam erbettelt, sondern die die Herzen mit zwingender Gewalt erobert und festhält; die nicht mehr sich geehrt und zufrieden fühlt, wenn man sie nur verstohlener Weise duldet, sondern die sichtlich in Zweifel ist, ob sie selbst noch etwas Anderes neben sich dulden soll. Damit ist, wenn nicht alle Anzeichen trügen, eine Krisis sowohl unserer Literatur, als (was dermalen bei uns dasselbe ist) unsers nationalen Bewußtseins eingetreten. Das Nächste, was durch diese Krisis wird erschüttert werden, ist jenes Bündniß zwischen den Politikern und den Aesthetikern. Es muß sich jetzt zeigen, wie fest es ist und ob und welchen lebendigen Inhalt es hat. Aber was der Lauf der Dinge zusammengeführt hat, kann der Lauf der Dinge auch wieder aus einander führen; in den Zeiten der Krisis stehen nur gemeinsame Principien beisammen.

Betrachten wir den Eindruck, den das Auftreten dieser neuen politischen Poesie auf die beiden Parteien gemacht hat und die Stellung, die sie ihr gegenüber eingenommen haben. Die Politiker freilich konnten über das, was dabei für sie zu thun war, nicht wohl in Zweifel sein. Die jugendliche Poesie geht weit über die Grenzen eines bloß negativen, eines loyalen und erlaubten Patriotismus, wie er sich in dem Becker'schen Liede aussprach, hinaus. Sie ist positiv, ganz außerordentlich positiv; sie sagt nicht: dies oder das sollen sie nicht haben; sondern sie sagt: das wollen wir haben, ja noch mehr, sie sagt sogar: das haben wir! wir haben das Recht der Theilnahme an den öffentlichen Zuständen unsers Vaterlandes, wir haben

das Bewußtsein, frei, ein großes, einiges, starkes, selbstbestimmtes Volk zu werden, und haben in der Zukunft, in dem endlichen nothwendigen Siege der Freiheit und der Wahrheit, die unveräußerliche Gewißheit, zu diesem Ziele zu gelangen. Ja so positiv ist diese neue Literatur, daß mit großer Bestimmtheit, statt wie ehemals die Lyrik der Befreiungskriege und wie noch jetzt die loyale politische Poesie thut, sich in das Allgemeine und Abstracte zu verlieren, sie vielmehr ganz positiven Zuständen, bestimmten einzelnen Begebenheiten und Personen sich anheftet. Unter diesen Umständen haben die Politiker gethan, was von ihnen zu erwarten stand: sie haben verboten und verfolgt. Wie weit sie damit kommen werden, das ist eine andere Frage. Sie selbst können wohl nicht glauben, ein Buch dadurch, daß sie es aus dem Meßkatalog streichen, auch aus der Literatur zu bringen und eine Richtnng der Zeit dadurch zu vernichten, daß sie ihre Aeußerung hemmen und erschweren. Denn weder nach Censuredicten wird die Literaturgeschichte geschrieben, noch entsteht und vergeht eine Idee wie ein bedrucktes Stück Papier. Aber solche Erwägungen dürfen sie einstweilen nicht kümmern: sie thun, was sie thun müssen und was sowohl in ihrem Amte als, wie die Dinge nun einmal sind, sogar in ihrem Rechte liegt. Dies Recht abzuläugnen, fällt uns nicht ein; es ist das Recht der Thatsache und des Besitzes, in dem natürlich Jeder sich so lange halten will, wie er kann. Das versteht sich von selbst.

Bei Weitem nicht so klar und sicher sind sich die Aesthetiker. Die Gewandtheit der Form, das wirkliche und lebendige Pathos, die unläugbare poetische Wirkung, welche die besten dieser neuen politischen Gedichte (nämlich die von Georg Herwegh, die wir hier überall im Sinne haben) auszeichnet,

imponirt ihnen. Sie können auf die Dauer gegen diese Vorzüge nicht blind sein. Denn wenn ihr Geschmack auch einseitig ist, so sind sie doch nicht geschmacklos, sie sehen das Gute wohl, nur daß sie es nicht immer sehen mögen. So befinden sie sich hier in einer eigenthümlichen Verlegenheit: sie können diese Gedichte an sich nicht mißbilligen, sie sind schwungvoll, wohltönend, nach allen Regeln der Kunst gefertigt; es steht nichts im Wege, daß sie sie nicht vortrefflich finden und aus voller Seele anerkennen möchten — wenn es nur nicht politische Lieder wären!

Und nicht bloß die Aesthetiker, nicht bloß diejenigen, die sich auf den selbstzufriednen Genuß des Kunstschönen beschränken, auch ein guter Theil unsrer Dichter selbst befindet sich in einer ähnlichen Verlegenheit. Denn daß wir uns darüber nur nicht täuschen: mit Bewußtsein, aus freiem Willen und wirklicher Einsicht in die Nothwendigkeit dieser Entwicklung, haben bis jetzt nur außerordentlich Wenige die politische Richtung der Literatur eingeschlagen. Einige sind mitgegangen aus allgemeiner jugendlicher Regsamkeit, Andere vermöge der ursprünglichen Gesundheit ihrer Natur, die an einzelnen Verkehrtheiten unsers politischen Daseins sich ärgert, ohne daß sie darum irgend einige Einsicht in die Entwicklung der Dinge und ein großartigeres politisches Interesse hätten, vielleicht sogar Einige bloß des Spectakels wegen. Die Mehrzahl unsrer Dichter dagegen, namentlich die jüngeren, der neueste Anwuchs, der noch keinen Namen und keinen Charakter hat, und aus dem eben deshalb noch Alles werden kann, steht noch unentschieden und weiß selbst nicht recht, was er ergreifen und wohin er sich wenden soll.

Und wirklich, es steht heuer schlimm mit diesen jungen

Dichtern, die keine selbständige Einsicht in den Gang der Zeit haben und die doch auch, des Beifalls wegen und weil es so schön ist, ein deutscher Dichter zu sein, durch ihre poetische Thätigkeit gern auf die Zeit einwirken möchten. Die junge politische Poesie tritt, wie wir schon bemerkten, nicht ohne allen Anflug von Gewaltsamkeit und Alleinherrschaft auf. Man braucht darum nicht schlecht von ihr zu denken, sie kann nicht anders: wer lange ausgeschlossen war, für den ist es, sobald er einmal zur Herrschaft kommt, ganz natürlich, daß er wiederum ausschließt und ächtet. Sclaverei erzieht Tyrannen. So auch die junge politische Poesie. Man hat ihr so lange das Recht und die Möglichkeit der Existenz abgeurtheilt, daß sie nun, da sie der Welt ihre Existenz durch die Thatsache dargethan hat, drauf und dran ist, sich und nur sich als die einzig berechtigte Existenz darzustellen, neben der alle andere Art von Poesie aufhören und verschwinden muß. Das sind Einseitigkeiten, die im Lauf der Natur liegen und die die Zeit schon berichtigen und ausgleichen wird. Das große Publikum aber, welches in der Regel und weil eigenes Denken seine Sache nicht ist, noch auch sein kann, demjenigen Recht gibt, der von sich selbst am Oeftesten sagt, daß er Recht hat, und das überdies durch die überüberredende Macht der Leidenschaft, durch den Zauber der Jugend, endlich auch durch den Reiz des Verbotenen sich zu der neuen Poesie hingezogen fühlt, scheint nicht übel Lust zu haben, die Alleinherrschaft des politischen Liedes bis auf Weiteres auch seinerseits zu sanctioniren; es hat den Geschmack an Wald- und Liebes- und Sehnsuchtsliedern sichtlich verloren, und wie ein Löwe, der einmal Blut gekostet hat, verlangt es Politik und immer Politik. — Die meisten unsrer jungen Dichter nun sehen

diesem Vorgang zu, ohne ihn innerlich zu verstehen. Sie sehen nur, daß es jetzt eine Mode ist, politische Gedichte zu machen und zu lesen; sie werden vielleicht zugeben, daß dies eine sehr gute Mode ist: allein auch die beste Mode kann zwar lange währen, aber doch nicht ewig. Und wie lange wird diese währen? Ist es rathsam, sich ihr anzuvertrauen und mit diesem Strome zu schwimmen, der ohnedies schon in allerhand Untiefen, in Conflicten mit Nachbarn und Behörden u. s. w., sein Unbequemes hat? Wird er nicht vorüber und vorbei sein, ehe es ihnen nur gelungen ist, aufzutauchen? wird der politische Schnitt nicht veraltet und geschmacklos sein, ehe sie noch ihren Dichterrock darnach zugerichtet haben? Und sind sie daher nicht in der Gefahr, Talent und unbescholtene Stellung und bequemes Leben an ein Ding zu wenden, mit dem sie nicht einmal das erlangen können, was sie damit kaufen möchten — Dichterruhm? Und noch dazu, wenn das ein Irrthum ist, so ist es ein viel gefährlicherer, als alle anderen; denn man kann wohl sehr leicht und durch sehr wenig verdächtig werden, wie z. B. durch ein Lied — aber nachher wieder unverdächtig werden, das hält schwer.

Das also ist die Verlegenheit unsrer Aesthetiker und unsrer angehenden Dichter. Allerdings wäre sie ganz leicht und sehr gefahrlos zu entscheiden: die zaghaften Zweifler brauchten sich nur der Arbeit des Denkens zu unterziehen, sie brauchten nur dies anscheinende Labyrinth der Wirklichkeit am goldenen Faden der Theorie zu durchwandeln, sie brauchten nur die göttliche Mutter aller Dinge, die Philosophie, zu befragen. — Diese Arbeit wäre nicht so schwer.

Denn zuerst steht wohl fest (oder will es Jemand läugnen?), daß die Aufgabe der Kunst im Allgemeinen und also auch die

Aufgabe der Dichtkunst die Darstellung des Schönen ist, und zwar nicht bloß des Schönen überhaupt und abstracter Weise, sondern die concrete (plastische) Darstellung des Schönen als wirklich und persönlich. Oder mit andern Worten: die Aufgabe der Kunst ist die schöne Individualität und ihre Darstellung. Das schöne Individuum ist also die Voraussetzung und erste Grundlage aller Kunst; es ist das Erste, wozu ein Volk und eine Literatur sich erheben muß, wenn sie in der Kunst etwas Eignes und Wahrhaftiges leisten wollen. Ist dies schöne Individuum, das, als das schöne, auch das kunstberechtigte ist, einmal gewonnen, so ist auch sein ganzer Inhalt, als der Inhalt der schönen Individualität, schön und kunstberechtigt. Diesen Inhalt zur Darstellung, und wiederum zur Darstellung im Gebiet des Schönen zu bringen, ist die Natur und Thätigkeit des Individuums und der Proceß der Kunst. Es wird nun also nur auf den jedesmaligen Inhalt dieser schönen Individualität ankommen, was künstlerisch, oder, damit wir speciell von der Poesie sprechen, was poetisch berechtigt und darstellbar heißen soll. Es ist nun ferner die Natur des Individuums, als des persönlich gewordenen Geistes, sämmtliche Formen des Geistes, das heißt seiner selbst in seiner Allgemeinheit, als ein Besonderes in sich zurück- und aufzunehmen. Auch diesen unermeßlichen Inhalt also wird das schöne Individuum, sobald es ihn in sich aufgenommen, künstlerisch reproduciren. Die Stadien, in denen der einzelne Mensch und in denen ganze Nationen diesen Inhalt in sich aufnehmen und ihn bewußt und thätig wieder außer sich setzen, sind die Epochen in der Entwicklung (oder, wie man es früher nannte, der Erziehung) sowohl des Menschen, als des Menschengeschlechts. Daß nun auch der Staat eine Form und Offenbarung des Geistes ist,

und daß solchergestalt zwischen dem Staat, als einer Form des Geistes, und dem Individuum, als dem persönlich gewordenen Geiste, dessen Wesen es ist, überall den Geist im Allgemeinen, als sein eigenes Ich, in sich aufzunehmen, ein unzerstörbares Band der Verwandtschaft, ein unveränderliches Recht des Eigenthums besteht, und daß damit die Betheiligung des Individuums am Staat nothwendig ausgesprochen ist, das Alles wird wohl Niemand in Zweifel ziehen; wenigstens können wir mit denen, die es thun, eben nicht weiter verhandeln: sie würden uns doch nicht verstehen. Sind nun ein Mensch oder eine Nation in ihrer Entwicklung so weit gediehen, daß sie auch den Staat zu ihrem individuellen und wirklichen Inhalt machen, so wird auch der Ausdruck dieses Inhaltes im Schönen, also die künstlerische Darstellung des Staates und seiner Beziehungen, das heißt die politische Poesie, nicht ausbleiben. Umgekehrt kann dieser Inhalt nirgend in der Kunst wirklich zur Darstellung kommen, wo er nicht als Inhalt vorhanden ist — und dies ist die einzige wohlbegründete Bedenklichkeit gegen unsre bisherige politische Poesie und die Klippe, an der die bisherigen Versuche meist gescheitert sind. — Im Ganzen also heißt dies nun nichts Anderes als: wo in einer Nation politisches Bewußtsein ist, da wird dieses Bewußtsein auch seinen poetischen Ausdruck finden, da wird es eine politische Poesie geben; und ferner: wo wirklich eine politische Poesie ist, da muß die Politik bereits der Inhalt des schönen Individuums geworden sein. Das Eine deutet auf das Andere: die Politik ist zur Poesie berechtigt und die Poesie zur Politik. Die politische Poesie ist also mehr als eine Mode, sie deutet eine Epoche der welthistorischen Entwicklung des Volkes an, sie ist als solche unvergänglich und keinem Wechsel unter-

worfen, eine ewig fruchtbare Gebärerin künftiger Entwicklungen. — Demnach aber mögen auch die jungen Dichter, die in diesem Augenblick noch schwanken, ob sie die „Mode" des politischen Gedichts mitmachen sollen oder nicht, sich wohl vorsehn, was sie thun. Als Mode kann sie nicht mitgemacht werden, man kann sich dieser Richtung auch nicht blos als Poet hingeben, es reicht hier nicht aus, in Versen liberal zu sein, wie man wohl in Versen sehnsüchtig und betrübt und verzweifelt, und übrigens ein kreuzlustiger Mensch von guter Gesundheit ist: sondern diese Poesie, als der Vorbote einer menschheitlichen Entwicklung selbst, verlangt ohne Vorbehalt den ganzen Menschen, den ganzen Mann. Sie darf nur die Möwe sein, die vor dem Sturm einherflattert, nur die Lerche, die den Lenz verkündet. Bleiben der Sturm und der Frühling aus, so sind diese Lieder großsprecherische Thorheiten und der Poet ein Tropf, ein träumerischer Narr gewesen. Und also soll sich auf diese Poesieen Niemand einlassen, der nicht in sich den Muth und die Kraft verspürt, nöthigenfalls den Poeten durch den Mann, das Talent durch den Charakter, das Lied durch die That zu vertreten und zu retten. — Merkt Euch das!

Allein das Alles, wird man uns entgegnen, ist Theorie, es ist Speculation, eine bloße Sache des Verstandes. Aber daß der dürre Baum der Speculation Alles in der Welt bringt, nur keine poetischen Früchte, und daß Niemand weniger zum Poeten geschickt ist, als der Philosoph, das haben wir an unzähligen und zum Theil sehr berühmten Beispielen längst gesehen. Also mit dem, was der Verstand theoretisirt, ist hier in der Poesie nichts auszurichten: sie unterwirft sich den Berechnungen des Verstandes nicht, sie ist Gemüth, und nur das Gemüth

kann sie verstehen und begreifen. Wenn nun also unser Gemüth sich von der politischen Poesie abwendet und von ihr kalt gelassen wird, was hilft dann alles Beweisen und Erörtern?

Es sei; so würde vermuthlich auch von Seiten des Gemüths sich manches Empfehlende für die politische Poesie beibringen lassen. Wir würden sie fragen, diese weichen, milden, gerechten Männer des Gemüths, ob es der gerühmten Hoheit der Poesie und der Würde des Dichters entspricht, daß sie, die die Zungen der Gottheit selber sind und vor denen alle Geheimnisse aufgedeckt liegen, sich allein um die Politik nichts kümmern sollen, da sie, ihrer Natur nach, doch allmächtig und zu allem Höchsten berufen sind? Wir würden ihnen zu Gemüthe führen, ob es schön ist und edel läßt, daß der Dichter sich zwar zu kümmern hat um jedes Gräschen im Wald, daß er den Lämmern zusehen muß, wie sie springen auf der Weide, daß er herbeilaufen muß und ein Lied klimpern, wo zwei verliebte Menschen sich küssen und wo sie Hochzeit machen, und wo Einem der Wein zu Kopfe gestiegen ist, und immer und überall muß er das Gold seiner Stimme leihen: aber um den Staat, dieses Ding, das ihn überall umgibt, das er in seinem Brod ißt und seinem Wein trinkt (oder wenn er keinen Wein trinkt, so merkt er es eben daran) — um diesen Staat allein soll er sich nicht kümmern? Nachtigall und Lerche und Maikäfer und Gelbveigelein soll er preisen, aber der Name der Freiheit und des Vaterlandes soll seinem Liede verwehrt sein? Wie? Wo ein Baum Knospen und ein Mädchen ein Kind kriegt, da soll er außer sich gerathen vor Bewunderung und singen, ein Langes und ein Breites: und wo der Baum unsrer Geschichte knospet und keimt, wo die Zeit im Geburts-

schmerz ringt, wo das erhabenste Schauspiel sich entfaltet, das Götter und Menschen sehen können: wo ein Volk um seine Freiheit ringt, da soll der Dichter stehn und schweigen? Wie? — Wir würden sie aufmerksam machen, ob nicht am Ende mit dem beliebten und belobten Spruch: der Dichter stehe über den Parteien, statt, daß man ihm damit eine Ehre und recht etwas Vornehmes zu erzeigen meint, ihm vielmehr eine Schande und Schmach geschieht. Es ist dies in der That noch Etwas, was an die weggeworfene Stellung der Hofnarren, sowie an die Ehr- und Rechtlosigkeit der römischen scurrae und mimi erinnert. Freilich wohl, Hofnarren kann man auf diese Weise schon erziehen und zur Noth auch wohl Hofdichter; aber doch keinen Dichter. Und genau besehen, was heißt es denn: der Dichter steht über den Parteien? Heißt es etwas Anderes, als daß der große Kampf zwischen Freiheit und Unfreiheit, zwischen Leben und Tod für den Dichter kein Interesse hat? und wofür soll, ja wofür kann der Mensch sich interessiren, wenn für die Freiheit nicht? Man kann ja ohne dies Interesse nur ein Thier oder ein Schurke sein.

Allein wir fürchten sehr, daß auch diese Appellation an das Gemüth ohne Wirkung bleiben wird. Denn in den zartbesaiteten Herzen dieser Leute, in denen jeder Seufzer einer alten Frau und jedes Flügelsummen einer Mücke wiederklingt, pflegt der Name der Freiheit und des Vaterlandes keine Resonanz zu finden; ihr Herz ist blos auf Blumen und Bäume, auf Sterne und Küsse abgerichtet: es versteht unsre Sprache nicht. Wir könnten also endlich die Macht des Beispiels zu Hilfe rufen. Wir könnten sie erinnern an die glänzende Literatur der Griechen und der Römer, die wesentlich auf politischer Grundlage beruht, ja die im tiefsten Grunde gar keinen anderen Inhalt

hat und kennt, als das politische Interesse. Wir könnten ihnen die üppige Blüthe der attischen Komödie, die durch und durch politisch war, und die der Staat selbst, derselbe Staat, gegen den sie mit Lachen ihre Geißel schwang, gewissermaßen begründet und längere Zeit hindurch sogar auf öffentliche Kosten erhalten hat, und den unvergleichlichen Namen des Aristophanes in's Gedächtniß rufen. Wir könnten sie an Dante erinnern, der doch sonst bei unsern Romantikern eines so unbezweifelten und unbedingten Ansehns genießt und der, wie er persönlich und praktisch an den politischen Begebenheiten seiner Zeit den lebhaftesten Antheil nahm, so auch seine große göttliche Komödie mit den Fäden des politischen Interesses, das sich bei ihm sogar bis zur entschiedensten Parteinahme steigert, überall durchsponnen hat. Wir könnten ihnen Shakespeare nennen, der mit besonderer Vorliebe politische Stoffe behandelt und in dessen Stücken eine schärfer eindringende Kritik noch außerordentlich viel Anspielungen auf die Geschichte seiner Zeit und ihre politischen Verhältnisse aufdecken wird, ja dessen Erscheinung überhaupt ohne die gleichzeitige politische Blüthe Englands gar nicht möglich war. Wir könnten sie endlich auch auf das neuste Beispiel unsrer Nachbarn, der Engländer sowohl als der Franzosen, verweisen, in deren Literatur hauptsächlich nur dasjenige eine nachhaltige und eingreifende Wirkung, sowie die Liebe und den Beifall der Nation erlangt, was der lebendige Herzschlag des politischen Interesses durchzuckt.

Allein auch hier wird die Antwort bei der Hand sein. Man wird uns entgegnen, daß die Alten eben die Alten gewesen und von ganz anderem Stoff als wir, daß sie aber, trotz ihrer gigantischen Natur, zuletzt doch auch zu Grunde gegangen sind und zwar eben vermöge ihrer politischen Einrichtungen. Man wird

sagen, daß Aristophanes ein frecher, unanständiger Mensch gewesen, und daß die antike Komödie die Schuld trägt am Untergange der athenischen Herrlichkeit. Man wird Dante's Geschichtsallegorieen in religiös mystischem Sinne deuten und bei Shakespeare's politischen Stücken uns von der Einrichtung der altenglischen Bühne erzählen, und wie viel besser es mit unserem Theater stände, wenn wir keine Decorationen hätten. Endlich wird man sagen, daß die Engländer ebenso zur politischen Existenz und zur Weltherrschaft berufen seien, wie wir berufen sind zum speculativen Dasein. Und was zuletzt noch die Franzosen anbetrifft, so ist das, wird man sagen, ein ganz verruchtes Volk, mit dem kein ehrlicher Deutscher etwas gemein haben möge.

Denn es ist die Natur der meisten Menschen, daß sie die Theorie verachten, daß ihr Gefühl immer nur sich selbst, nie Andere versteht, und daß sie aus Beispielen nichts lernen. Erst wenn das zerschmetternde Gewicht der Thatsache auf ihr Haupt fällt, dann erst fangen sie an einzusehen und zu glauben. Aber in der Regel ist es dann zu spät.

Und so sei denn hier der Versuch gemacht, uns der Lösung dieser Frage über die Berechtigung des politischen Liedes und seine Bedeutung für unsre Zeit auf einem andern Wege zu nähern, der hoffentlich weniger Vorurtheile verletzen und dessen Ergebniß man williger anerkennen wird. Ob Politik und Poesie sich mit einander vertragen oder nicht und woran man besser thut, ob politische Gedichte zu machen oder zu verfolgen, dies und Aehnliches bleibe hier bei Seite gesetzt; die Thatsache allein ist es, die hier sprechen soll. Wir werden zu zeigen suchen, daß die deutsche Literatur bereits seit Jahrhunderten, sei es nun mit Recht oder Unrecht, erlaubter oder unerlaubter Weise, —

genug, daß sie seit Jahrhunderten thatsächlich in der Entwicklung zur politischen Poesie begriffen ist, und daß unsere Nation zahlreiche Anfänge und Versuche einer politischen Poesie bereits thatsächlich besitzt: das heißt, einer Poesie, die sich der gleichzeitigen Ereignisse des öffentlichen Lebens, die sich der politischen Zustände, Begebenheiten und Personen ihrer Zeit als ihres Inhalts zu bemeistern, ihnen zu dienen oder sie zu bekämpfen, und in Ernst oder Schimpf, in Lob oder Tadel, als eine öffentliche Macht auf die Geschichte einzuwirken strebt. Wir werden zu zeigen suchen, mit wieviel Glück oder Unglück unsere Poesie dies bisher gethan, welche Stadien sie auf diesem Wege durchlaufen, welche Hindernisse sie gefunden, in welche Verirrungen sie gerathen: und überhaupt welches Band und welches Verhältniß bisher zwischen der Poesie und der Politik bei uns bestanden hat. So, hoffen wir, wird aus diesem Spiegel der Vergangenheit die gegenwärtige Berechtigung des politischen Gedichtes und seine nothwendige Zukunft sich von selbst und mit einer, wie uns dünkt, unwiderlegbaren Sicherheit ergeben. Denn der historische Verlauf eines Dinges ist die Vernunft der Sache selbst; wer daher von den Aussprüchen der Geschichte appelliren will, der läuft Gefahr, sich von der Vernunft selbst zu entfernen.

Hier indessen diese Geschichte unsrer politischen Poesie und des Verhältnisses unsrer Poesie zur Politik vollständig und in ihrem ganzen Umfange zu geben, hindern uns die vorgeschriebenen Grenzen dieses Aufsatzes. Und in der That, wollten wir unsre Aufgabe gründlich lösen, so wäre uns nichts Geringeres zu thun, als hier eine vollständige Geschichte überhaupt unsrer literarischen Entwicklung zu versuchen. Es genüge also, wenn wir hier nur die allgemeinsten, die hauptsächlichsten Umrisse dieser

Entwicklung bieten und uns im Ganzen mehr andeutend, als ausführend verhalten. Ueber das Ziel und Ergebniß unserer Wanderung wird ja doch hoffentlich Niemand in Zweifel bleiben — sollte dasselbe auch für Manchen unerwartet und unerfreulich sein! —

Und unerwartet wird es gewiß Manchem sein, wenn er erfährt, daß unsre Poesie schon in ihren ersten Anfängen und da, wo wir am Früheſten von ihr hören, eine unleugbare politische Beziehung hat. Wir haben dabei die bekannte Stelle des Tacitus im Sinn, in der Germania C. 3, wo er von den Liedern spricht, mit denen unsre Altvordern in die Schlacht schritten, und von dem Barritus, dessen dröhnender Wiederhall ihnen als ein Orakel für den Ausgang des Gefechtes galt. (Vgl. C. Fr. Rühs, ausführliche Erläuterung der zehn ersten Capitel der Schrift des Tacitus über Deutschland. 1821. p. 112 fgg.) Ueber den Inhalt jener Lieder wissen wir freilich wenig; sie sollen historischen Inhaltes gewesen sein und einen Heros, welchen Tacitus den Herkules nennt, als den tapferſten aller Männer gepriesen haben. Noch weniger wissen wir über den Inhalt und die eigentliche Beschaffenheit des Barritus, in welchem Einige (aber gewiß mit Unrecht, wie sich schon aus Tac. Hist. IV, 18 schließen läßt) sogar ein bloßes inhaltloses Geheul, ein wildes, unarticulirtes Aufjauchzen roher Kriegsluſt vermuthet haben. Allein so dunkel und unvollständig die Nachrichten über diese ältesten Lieder unserer Vorfahren im Uebrigen auch sein mögen, so gewiß und zweifellos ist die kriegerische Anwendung, die sie selbst von ihnen gemacht haben; es waren Schlacht- und Kriegsgesänge. Politischer nun aber, als ein

Schlachtlied, kann, nach Absicht und Wirkung, nicht wohl etwas sein: ja das Schlachtlied ist die Spitze und höchste Blüthe der politischen Poesie. Denn in ihm tritt die Poesie aus der Sphäre der bloßen Empfindung, der bloßen innerlichen Anregung heraus, sie geht unmittelbar über in die That, der Klang des Liedes, das gesungene Wort erhebt mit sympathetischer Gewalt zugleich den bewehrten Arm, die Poesie wird ein Instrument des höchsten politischen Actes selbst, der Aufopferung des eigenen Lebens im Dienste seines Staats und seines Volkes.

Auch was übrigens von historischen Liedern der alten Deutschen uns theils ausdrücklich berichtet wird und was wir theils von ihnen vermuthen müssen, gehört hierher: also nicht nur die Gesänge, in denen, wie wir gleichfalls aus Tacitus wissen, das Andenken des Armin gefeiert ward, sondern auch die Spur von Liedern, die uns in den sagenhaften Erzählungen späterer Chronisten begegnet, namentlich des Jornandes und des Paulus Diakonus, des Geschichtschreibers der Longobarden, worüber man das bekannte Werk von Gervinus, I., p. 24—32. (der ersten Ausgabe) vergleiche. Denn eine eigentliche Geschichtsschreibung und Historiker, oder auch nur Chronisten in unserm Sinne, kannten die alten Deutschen begreiflicher Weise nicht, wie überhaupt kein Volk sie kennt, das ohne Reflexion, noch in der ersten vollen Unmittelbarkeit des Daseins lebt und dem die Vergangenheit nur im Spiegel der Dichtung gegenwärtig wird; auch die alten Deutschen kannten und besaßen nichts als das Lied. Wurde also, wie es geschehen ist und wie jene Chroniken es beweisen, das Andenken bedeutender Männer und großer, das gesammte Volk angehender Ereignisse für die spätere Zeit erhalten, so muß dies, da

kein anderes Mittel der Aufbewahrung vorhanden war, lediglich durch Lieder geschehen sein, die gleichzeitig mit jenen Männern und Ereignissen entstanden waren und diese großen öffentlichen Begebenheiten zu ihrem Inhalt hatten. Historisch waren diese Lieder also gewiß und zwar auch in der Art, daß sie unmittelbar die gegenwärtige, gleichzeitige Geschichte aufgefaßt hatten. Dergleichen Liedern aber, als dem Element und Keim des politischen Gedichtes, sind wir hier ja eben auf der Spur: und wir haben daher ein Recht, die Existenz solcher ältesten Lieder gleichsam für die Urgeschichte unserer politischen Poesie in Anspruch zu nehmen.

Dem Umfange nach gewinnen wir dabei freilich nichts. Denn weder wissen wir irgend etwas Genaueres über diese Lieder, noch wird es jemals möglich sein, aus jenen blos stofflichen Fragmenten, welche wir bei den Geschichtschreibern finden, uns ein nur einigermaßen deutliches Bild von ihrer poetischen Natur und Wirkung zu verschaffen; nur vermuthen läßt sich, daß sie, wie uns von den Liedern zu Ehren Armins ausdrücklich berichtet wird, zum größten Theil Loblieder und Siegsgesänge gewesen sind. Was wir aber wirklich dabei gewinnen, ist dies: daß bei uns Deutschen die Poesie bereits da, wo wir ihre erste leise Spur mehr ahnen als erblicken, den großen öffentlichen Zuständen, den Begebenheiten des nationalen Lebens zugewendet ist und daß eine Theilnahme des Volks an ihnen und der poetische Ausdruck dieser Theilnahme, das historisch-politische Gedicht, uns bei unsern Vorfahren bereits so früh begegnet, daß wir diesen Trieb wohl als einen ursprünglichen und angeborenen, als ein nationales Eigenthum unsers Volkes betrachten dürfen. Kein Druidenstamm, keine Kaste von Sän-

gern oder Priestern (vgl. jedoch Gervinus I., p. 20. 22), die die Kraft des Gesanges einseitig im Dienste ihrer Mysterien abnutzten, läßt sich bei unsern Vorfahren nachweisen: sondern Allen gemeinsam, ist das deutsche Lied auch für Alles berechtigt; donnernd, wie das Brausen des Meeres, läuft es vor den geschlossenen Reihen der Schlachtordnung, es würzt die Lust des Bechers, es überlebt das Grab der Gestorbenen, alles Höchste und Herrlichste, die Siege der Ahnen, den Ruhm der Helden, jede große und stolze Erinnerung, die das Herz des Mannes erhebt und es stark macht auch zum Tode, ist der Inhalt des ältesten deutschen Liedes.

Nicht lange blieb dies so. — Es ist der Beruf und die welthistorische Aufgabe des deutschen Volkes, seine ursprünglich eigene Natur für eine aufgedrungene fremde Bildung anscheinend hinzugeben, in der That aber in diesem Verlust und diesem Verzichten auf sich selbst sich selbst erst recht wiederzufinden und aus jeder Krisis dieser Art sowohl sich selbst, als die nun zum Eigenthum gewordene fremde Cultur einer höheren Stufe der Entwicklung zuzuführen: einem Strome gleich, der sich einige Zeit in die Tiefen der Erde verliert und dann Gold führend wieder zu Tage bricht. Diese Aufgabe, an die wir uns wohl oft erinnern mögen, theils um uns über manchen Unglimpf unserer Beurtheiler zu trösten, theils aber und ganz besonders, damit wir nicht bei ihrer einen ersten Hälfte allein stehen bleiben, begann für das deutsche Volk schon damals, als es seine heidnische Ursprünglichkeit gegen das Christenthum und dessen Gefolge, die römische Bildung, austauschte. Die Erziehung und Bil-

dung des Volkes fiel nun wesentlich in die Hände derjenigen, die ihm das neue Heil zugeführt hatten, in die Hände der Geistlichen. Die heidnischen Tugenden mußten den christlichen weichen; der Muth mußte zur Demuth werden, die Lust an tollkühner Wagniß, an Schlachtgewühl und kriegerischer That gab der Entsagung, dem Gebet und der Uebung kirchlicher Pflichten Raum; die ganze Richtung des Volkes ward innerlicher und von der Welt zurückgezogen. Rechnen wir dazu die unveränderte Epoche der Geschichte: jene gewaltigen Völkerströme, die ganze Nationen ergriffen und jeden Einzelnen von ihnen, mit Weib und Kind, mit Hab' und Gut, mit Sprache und Vaterland, in das Gewühl der Weltbegebenheiten geschleudert hatten, waren zu Ende; feste und geordnetere Staatszustände machten die rohen Vorzüge der früheren Bildung entbehrlich, es bedurfte nicht mehr, wie bisher, einer Nation von Helden, die einzig dem Kriege lebten, die sich mit Ketten in der Schlacht aneinanderschlossen und denen keine größere Schmach bekannt war, als den gefallenen Anführer zu überleben: sondern schon bedurfte es eines fest angesiedelten, beruhigten Volkes, in welchem sich schon die Elemente des Staats, der Stoff und Keim des künftigen Bürgerthums entwickelte.

Es konnte nun nicht ausbleiben, daß diese Aenderung in den Grundlagen des nationalen Daseins nicht auch auf den poetischen Ausdruck desselben, auf die Entwicklung also der deutschen Poesie, eine entschiedene und tief eingreifende Wirkung geäußert hätte. Zu dem, was hier unmittelbar aus den Verhältnissen selbst floß, trat noch, als eine besonders wirksame Macht, der Einfluß der Geistlichen hinzu. Ihnen war es nicht genug, daß durch das Christenthum der gesammte Inhalt, die

ganze Denk- und Anschauungsweise des Volkes verwandelt und damit die Rückkehr der früheren Zustände von vorn herein unmöglich gemacht war; sie wollten auch dem, was als ein Rest und Andenken des früheren Daseins im Volke noch übrig war, nicht einmal Zeit gönnen zu welken, wie ein Baum nothwendig welken muß, dem man die Wurzeln abgegraben: sondern mit Stumpf und Stiel wollten sie jede Erinnerung der heidnischen Zeit ausgerottet, jede Spur unsers Heidenthums vernichtet wissen. So verfolgten sie namentlich jene Lieder, von denen wir oben gesprochen haben, wiewohl es ihnen nicht leicht geworden zu sein scheint, dieselben völlig zu unterdrücken. Das Volk hielt fest an seinen alten Gesängen, gleich als wüßte es, daß sie bald das Einzige waren, was ihm von seiner ursprünglichen Natur geblieben: und selbst einzelne Geistliche scheinen der wilden lebensfrischen Sirene des heidnischen Gesanges nicht immer widerstanden zu haben. Wilhelm Wackernagel, in seiner Ausgabe des Wessobrunner Gebetes, p. 25—29. hat eine Anzahl hierher gehöriger Stellen aus den Beschlüssen der Concilien und den Capitularien der fränkischen Könige gesammelt. Sie zeigen sämmtlich, einmal, mit welchem Eifer und welcher Vorsicht die Geistlichkeit alle Poesie, die unmittelbar aus dem Volke hervorging, als einen Niederschlag heidnischer Elemente zu unterdrücken suchte, und anderntheils darf man aus der oftmaligen Erneuerung dieser Verbote auch auf die Hartnäckigkeit schließen, mit der das Volk ihnen widerstand, oder richtiger: auf die Langsamkeit, mit der es sich von dem Nachhall seiner früheren heroischen Zeit entwöhnte. Ja die Geistlichen gingen noch weiter: die deutsche Sprache selbst suchten sie, zum Wenigsten in der Poesie, zu unterdrücken, und die lateinische, als das officielle Organ der Kirche

(vgl. Hoffmann von Fallersleben's Geschichte des deutschen Kirchenliedes, p. 9.) und die Trägerin der christlich-römischen Bildung, an ihre Stelle zu setzen; nur „für den kirchlichen Gebrauch ward die deutsche Sprache allerdings sogar ermunternd zugelassen." (Wackernagel a. a. O. p. 26. Anm.) Mit Einem Wort: wohin wir in dieser Zeit blicken, finden wir den Einfluß und die Thätigkeit der Geistlichen; das religiöse Interesse ist das ausschließliche Interesse, die bewegende Macht der Zeit, neben der alles Andere unberechtigt wird; die ganze Haltung des deutschen Lebens in jener Zeit haben wir uns ernst und streng zu denken, von der Weltlichkeit abgewandt, auf das Göttliche, Jenseitige allein gerichtet, ein stilles kaltes Morgendämmern, aus welchem sich erst spät die Sonne des Tages und der That erhob.

Wir wollen hier einen Augenblick verweilen, um uns über die Berechtigung klar zu werden, welche diesem Verfahren der Geistlichkeit zu Grunde lag. Denn in der That hat es nicht an solchen Beurtheilern gefehlt (selbst Wackernagel a. a. O. scheint von diesem Irrthume nicht ganz frei zu sein), die der Geistlichkeit den Untergang unserer ältesten Dichtung als eine Schuld anrechneten und überhaupt auf das Christenthum und die römische Bildung scheel sahen, weil sie unsre Ursprünglichkeit verdorben und uns der Möglichkeit beraubt haben, uns, so zu sagen, an den Incunabeln unseres Daseins antiquarisch zu ergötzen. Aber wer will in Abrede stellen, daß das Christenthum und die römische Bildung, gegen das germanische Hei-

denthum und die rohe Natürlichkeit unserer Vorzeit gehalten, unermeßlich höhere, unermeßlich berechtigte Potenzen waren? Die Idee des Christenthums, wenn wir es entkleiden von seinen historischen Umgebungen und Verpuppungen, ist zuletzt nichts anders als die Idee der Freiheit; solchergestalt trägt es alle künftigen welthistorischen Entwicklungen in sich, wie der Keim die Frucht, und seine Verwirklichung, als die Verwirklichung der Freiheit, ist die große Arbeit der Geschichte. Nur diejenigen Nationen, die an dieser Arbeit Theil nahmen, dürfen auf die Haltung historischer Nationen Anspruch machen. Daher indem das Christenthum zum Inhalt des deutschen Volkes gemacht, indem dieser Keim unendlicher Entwicklung in uns gelegt ward, wurde die Nation selbst der Geschichte erst eigentlich und für immer gewonnen. Die römische Bildung hat dabei die Bedeutung, daß wir uns durch sie auch mit der Vergangenheit vermittelt haben; wie das Christenthum die Zukunft, so hat sie uns die Vergangenheit zum Eigenthum gemacht und dadurch auch ihr, in uns, eine weitere lebendige Entwicklung, ein unsterbliches, fruchtbringendes Dasein bereitet. Man wird uns einwenden, daß dies Alles, weil es nothwendig war und geschehen mußte, geschehen sein würde, wie es geschehen ist, auch wenn die Geistlichen weniger eifrig gegen die Reste unserer nationalen Dichtung zu Felde gelegen und weniger einseitig immer nur das Christenthum und die römische Bildung im Auge gehabt hätten. Und freilich ist das wahr: aber man verlange doch nur von der Weltgeschichte kein antiquarisches Wohlgefallen, kein patriotisches Interesse, kein sentimentales Mitleid für die Ueberreste einer Epoche, die sie eben beschäftigt ist durch eine neue Epoche zu vernichten. Die Geschichte geht nun einmal

nicht anders als überall in Extremen; nicht was sie soll, sie thut, was sie kann, sie begnügt sich nicht mit dem, was scheinbar, zur Erreichung ihres nächsten Zweckes, allein zu thun nöthig wäre, sondern sie geht darüber noch hinaus, sie wagt und thut das Aeußerste, sie kehrt die Schneide scharf nach außen und erschöpft die ganze Kraft einer neuen Richtung, die eben durch dieselbe Energie (oder, wenn man es mit einem harten Worte sagen will, die Uebertreibung), durch die sie siegt, zugleich die sittliche Schuld begeht, durch welche auch sie wieder, als ein Unberechtigtes, der Vergangenheit anheimfällt und einer neuen Richtung weichen muß, welche es wiederum nicht anders macht.

Und so ist das Drama der Geschichte eine ewige Orestie, ein ewiger Kampf des Kindes gegen seine Mutter, der Gegenwart gegen die Vergangenheit. Eine Versöhnung aber dieser streitenden Mächte und sogar ein liebevolles Eingehen der Gegenwart auf die Vergangenheit wird da erst möglich, wo die letztere der erstern bereits so fern getreten ist, daß die Fäden, die von ihr zu uns herüberleiten, uns nicht mehr unmittelbar fühlbar sind. Erst wenn die Vergangenheit sich für unser Gefühl völlig von uns abgelöst hat, wenn wir uns emancipirt wissen von ihr und nichts mehr von ihr zu fürchten haben, dann erst kann es geschehen, daß wir uns zuerst mit Verwunderung, dann mit Theilnahme und endlich mit Liebe unserer Vergangenheit wieder zuwenden und sie uns durch ein ideelles Band näher rücken, seitdem uns kein praktisches mehr an sie bindet. Es ist wie mit den meisten Menschen: man liebt sie erst, wenn sie todt sind.

Auch dies ist eine Lehre, die wir uns oft wiederholen mögen und die namentlich diejenigen beachten sollten, die durch ihre Stellung darauf angewiesen und sogar genöthigt sind, un-

mittelbare Werkzeuge der Entwicklung zu sein. Sie lehrt uns, daß, um eine historische Macht zu repräsentiren, man vor Allem den Muth haben muß, mit der Vergangenheit abzuschließen. Man muß der Sohn seiner Thaten sein wollen und nichts weiter: man muß selbst stehen und selbst anzufangen wissen. Wer ewig nur an der Krücke der Vergangenheit einherhumpeln will, der wird niemals das flüchtige Glück der Zukunft erreichen. Wer ewig nur an den weggeworfenen Hülsen der Vergangenheit knaupelt, dem werden die Zähne stumpf und den schönen Kern der Gegenwart findet er ja doch in der welken Schale nicht. Diesen Muth freilich verleiht allein das Bewußtsein eines großen und werthvollen Princips, eines solchen Princips, das uns nicht sinken läßt, auch wenn wir fallen, das uns erhebt über die Qual des sittlichen Conflictes, und das uns, auch wenn wir untergehen, zum wenigsten keinen gemeinen Tod, nicht wie den Dieb am Strick, sondern tragisch, am Unrecht des Rechtes sterben läßt. Sie lehrt uns ferner, daß es bedenklich ist, mit der Vergangenheit schön zu thun, so lange die Gegenwart ihr noch sauer sieht, z. B. mit dem Mittelalter zu liebäugeln, so lange die moderne Zeit noch nicht zu ihrer freien und wahren Existenz gekommen ist, die Vergangenheit zu füttern, so lange die Gegenwart noch hungert, und Todte zu behängen, wo die Lebendigen nackt gehen. Und endlich auch das lehrt sie uns, daß man nicht gleich Feuer schreien soll, wenn es wo brennt; das mögen die Nachtwächter thun — aber nicht Staatsmänner und Historiker.

Doch kehren wir zu unserem Thema zurück. — Die Geistlichen, indem sie damals das ganze deutsche Leben ausschließlich auf die religiöse Ausbildung bezogen, handelten also in ihrem Recht und gehorchten dem Genius der Zeit, dessen Willen es

war, das Christenthum und die römische Bildung für uns Deutsche zu erwerben; sie handelten auch in ihrem Recht und handelten vernünftig, wenn sie Alles, was diesem Zwecke nicht unmittelbar entsprach oder gar ihm hinderlich zu werden drohte, bei Seite liegen ließen oder gewaltsam unterdrückten. So auch mit jenen Resten der deutschen Dichtung. Wir mögen jetzt bedauern, daß es nicht anders gewesen, aber wir sollen auch eingestehen, daß es nicht anders hat sein können. Wir sollen von jenen Geistlichen nicht das Interesse, nicht die freudige Ueberraschung verlangen, mit denen jetzt wir in jenen ersten leisen Fäserchen, in jenen schwankenden Halmen die Wurzel erkennen, aus der sich die gesicherte Blüthe unseres gegenwärtigen Daseins entwickelt hat. Für sie war das damals keine Wurzel, es war ein Schlingkraut, ein verderbliches Gewächs, das die freie Entfaltung, das glückliche Gedeihen ihrer Saat zu verhindern drohte — darum hieben sie es um. Und angenommen, sie hätten es anders gewollt — was für ein Leben hätten sie jenem alten Gesange damals nur gewähren können? welche Nahrung war es möglich ihm zuzuführen? wo war der Boden, der ihn erzeugen, wo die Luft, die ihn nähren, wo die Sonne, die ihn groß ziehen konnte? „Wenn der Purpur fällt, muß auch der Herzog nach" — wo das Leben aufgehört hat, kann kein Gott mehr die Dichtung fristen. Haben wir nicht das Beispiel Karls des Großen? Er hat versucht zu leisten, was unterlassen zu haben wir den Geistlichen jener Zeit zum Vorwurf zu machen pflegen: er hat aus patriotisch-antiquarischem Interesse gesammelt und abgeschrieben und aufgespeichert — was hat er erreicht? wo ist seine Sammlung geblieben? Die Welle der Zeit macht es umgekehrt wie die

Welle des Stroms: sie läßt die Leichen zu Grunde fahren und trägt nur das Lebendige. Mit Recht daher hat man gesagt, daß es das Wesen solcher ältesten Volkslieder ist, unterzugehen (vgl. Gervinus a. a. O. p. 24. und den trefflichen Ausspruch von Fauriel, den er daselbst citirt, Note 6.), und also sollte man aufhören, ungehalten zu sein auf diejenigen, die nichts gethan, als daß sie diesen Liedern zur Verwirklichung ihres Wesens verholfen haben — mögen auch sie selbst nicht gewußt haben, was sie thaten. Denn das ist zwar ein unwürdiges, doch ein sehr allgemeines Loos.

Womit unter diesen Umständen die deutsche Literatur, von der erst jetzt die Rede sein kann, seit sie unter den Händen der Geistlichen ihren schriftgemäßen Ausdruck findet, sich beschäftigt und welche Farbe sie annimmt, das läßt sich aus dem eben Besprochenen leicht vermuthen. Ueberall ist die Literatur der Spiegel des Lebens: und so finden wir auch hier beinahe ausschließlich nur eine geistliche, mönchische Literatur, deren unmittelbare Ergebnisse, in Uebersetzungen und Auslegungen biblischer Stücke, in Predigten, Glaubensbekenntnissen und Beichtformeln (vgl. Wackernagel a. a. O. p. 27, Anm.) allerdings von geringstem Werthe sind, die wir aber dennoch wegen ihres förderlichen Einflusses auf Erweiterung und Bildung des Sprachschatzes nicht hoch genug anschlagen können. Dieser philologische Gesichtspunkt ist es, den man bei Beurtheilung dieser Epoche festhalten muß, um nicht einseitig und ungerecht zu werden. Denn wenn nun auch diese ältesten Fragmente, mit ihrer knappen stammelnden Sprache, wirklich nur den Eindruck von Schulexercitien

auf uns machen, was ist daran zu wundern, da ja die deutsche Nation in der That damals bei den Geistlichen in die Schule ging und Belehrung, Bildung, ja die Sprache selbst von ihnen empfing?

Es ist klar, daß bei diesem Zustande der Dinge an ein Verhältniß der deutschen Poesie zur Politik und im Allgemeinen zu den Ereignissen der Geschichte, eigentlich nicht gedacht werden kann. Das geistliche Interesse herrschte ausschließlich; nichts Anderes durfte neben ihm auftauchen. Das Volk selbst war von der Literatur, weil sie nur eine christlich römische sein sollte, ausgeschlossen und die Muse des Volksgesangs, die einst als Amazone in die Schlacht gegangen war, mußte sich jetzt, eine Märtyrerin, geächtet und verfolgt, in die Einsamkeit flüchten. Die Geistlichen aber, die nun die unbeschränkten Herren der Literatur waren, standen der Geschichte allzufern, als daß die Poesie, welche sie hervorbrachten, einen historischen, oder gar einen politischen Charakter hätte tragen können. Wie das Volk von der Literatur, so waren die Geistlichen von der Geschichte ausgeschlossen; ausdrückliche Verbote (z. B. gleich der Anfang des ersten Capitulare Karls des Großen, v. J. 769: bei Balutius, Capitularia Regum Francorum, Paris. 1677. Band I., Fol. 189, ferner 164, 518 und öfters), deren oftmalige und dringende Wiederholung eine gewisse Renitenz von Seiten der Geistlichen vorauszusetzen nöthigt, untersagten ihnen den Gebrauch der Waffen und die persönliche Theilnahme an allen stürmischen Bewegungen der Zeit. In die strenge Zucht ihrer Klöster eingeschlossen, beschäftigt mit Singen und Beten, mit Glossiren und Uebersetzen, durften und konnten sie keine Aufmerksamkeit auf dasjenige verwenden, was außer-

halb ihrer Zelle vorging, auch so bewahrheitend, daß ihr Reich nicht von dieser Welt.

Aber daß wir nicht zu viel behaupten: auch schon in jener Zeit, so gut wie jetzt, gab es Geistliche, die sich in die Angelegenheiten des Staates zu mischen und bei Fürsten und Königen eine politische Rolle zu spielen suchten; ja sie mußten damals in diesem Bestreben noch glücklicher sein als jetzt, je ausschließlicher damals sie allein sich im Besitze aller Bildung und Kenntniß befanden und je mehr sie, bei Vornehmen und Geringen, der unbeschränktesten Hochachtung genossen. Allein wo es auch geschah und so oft auch Geistliche es waren, die die Zügel der Gewalt factisch in den Händen hatten, so konnte doch aus dieser versteckten, schleichenden, zum Höchsten amtlichen Thätigkeit sich kein politisches Pathos, kein freies historisches Bewußtsein entwickeln, das zu einem politischen Liede begeistert hätte.

So beschränkt sich diese Literatur der Geistlichen, der Hauptsache nach, zunächst auf das Zurechtschweißen und Schmieden des spröden altdeutschen Sprachstoffes zum kirchlichen Gebrauch und sodann auf die Bearbeitung religiöser Stoffe, für die sie theils Sprache und Form des römischen Kunstepos, theils, wie Otfried und die Evangelienharmonieen, die jugendliche deutsche Sprache in Anwendung brachten. Und erst nachdem diese Stoffe erschöpft waren, gingen sie über den ihnen zunächst liegenden eigenthümlichen Kreis hinaus und ergriffen theils die Reste alter Volkssagen, denen sie, wie sie vorher den christlichen Stoffen gethan und was damals der Mechanismus der Dichtkunst war, das Gewand der römischen Kunstpoesie anlegten (vgl. die von J. Grimm u. A. Schmeller herausgegebenen lateinischen Gedichte des X. u. XI. Jahrhunderts), theils Ereignisse und Per-

sonen der Zeitgeschichte. Bei diesem Letztern leisteten sie, was ein Mensch leisten kann, der sich zur Geschichte vollständig theilnahmlos, nur als ein müßiger Zuschauer verhält: sie brachten die Thaten der Könige und Kaiser in lateinische Hexameter, gute oder schlechte, sie schrieben auf und referirten, sie wurden die Panegyriker und Hofpoeten ihrer Zeit. Und was sollten sie auch weiter thun als loben, da ihnen das Spotten ja überdies ausdrücklich verboten war? (vgl. Wackernagel, Wessobr. Geb. p. 29. Anm. 2.)

Solcher Gedichte, besonders lateinischer, gab es eine große Menge, „sie waren" (sagt Gervinus a. a. O. p. 85) „in der sächsischen und fränkischen Zeit ganz an der Tagesordnung." Auch sind viele von ihnen uns erhalten und zum Theil, als historische Quellen, von nicht unbedeutendem Werth. So namentlich von der bekannten Nonne Hroswitha (vgl. Erhard's Geschichte des Wiederaufblühens der wissenschaftlichen Bildung, vornehmlich in Teutschland, bis zum Anfange der Reformation, 1827. I. p. 141) giebt es ein Lobgedicht auf Otto den Ersten, das neuerdings in Pertz' Monumenta VII, p. 410 wieder abgedruckt ist. Ferner ein lateinischer Leich (vorausgesetzt nämlich, daß es ein solcher ist: s. Lachmann im Rhein. Mus. für Philologie, III. Jahrg. 1829. p. 432 fg. und dagegen Soltau, Einhundert deutsche historische Volkslieder, p. 29. fg., wo auch das Gedicht selbst zu finden ist) auf die drei Ottonen, besonders Otto des Ersten Sieg über die Ungarn. Von vorzüglichem historischen Werth ist Günthers, eines deutschen Geistlichen aus dem zwölften Jahrhundert, Ligurinus, ein Gedicht von zehn Gesängen, in welchem er die Thaten Kaiser Friedrich des Ersten in Ligurien verherrlichte, sowie sein Soly-

marius, dessen Gegenstand der Kreuzzug Kaiser Konrads des Ersten ist: s. Koch's Compendium I, 95. 96. Bouterwek, Gesch. d. deutsch. Poesie und Beredsamkeit, I, 58. Erhard, a. a. O. p. 142. Ferner Wippe's, des Kapellans Heinrich des Dritten, Panegyricus ad Henricum III. Imperatorem: vgl. Stenzel's Gesch. der fränkischen Kaiser, II. 41. Gervinus, a. a. O. und Gräffe, Lehrbuch der Literaturgesch. II, 1. 1. p. 362 — und Aehnliches, worüber man J. Grimm im zweiten Band der Altdeutschen Wälder und in der mit Schmeller veranstalteten Sammlung, deren wir bereits gedacht haben, auch Soltau, im Anfange des genannten Werks, vergleiche.

In all diesen Gedichten, insofern die Nachahmung der römischen Kunstpoesie sie nicht vollständig beherrscht und den eigenthümlichen Charakter ihrer Zeit verwischt, ist das historische Element durch das geistliche gleichsam gebunden. Dieses gibt den Ton an, es führt die leitende Stimme, es ist die Summe, in der die einzelnen Posten der geschichtlichen Ereignisse zusammengezogen werden. Um unsern Lesern dies an einem Beispiel zu zeigen, wollen wir sie besonders auf das Gedicht aus dem elften Jahrhundert aufmerksam machen, welches bei Soltau, a. a. O. p. 29 ff. mitgetheilt ist, und von dem wir für diejenigen, die das Soltau'sche Buch nicht gleich zur Hand haben, einige Bruchstücke hier in der Note beifügen wollen.*) Es ist

*) Das Gedicht, bei Soltau „Tod Konrad des Saliers" überschrieben, findet sich, wie ebendaselbst bemerkt wird, ursprünglich in einer Handschrift der Bibliothek zu Cambridge, und ward darnach in J. G. Eccard's Veterum monumentorum quaternio. Lips. 1720 f. p. 56 f. abgedruckt. Es fängt an:

Qui vocem habet serenam, hanc proferat cantilenam
De anno lamentabili et damno ineffabili.

ein Gedicht auf das Unglücksjahr 1039, das besonders durch den Tod des Kaisers Konrad des Saliers selbst, sowie durch andere zahlreiche und namhafte Sterbefälle ausgezeichnet war. Man beachte nun wohl, wie in diesem Gedichte der hymnenartige, religiöse Refrain, das Gebet: „Rex Deus, vivos tuere, et defunctos miserere", das sich auch schon durch einen strengeren Rhythmus vor dem Uebrigen auszeichnet, immer wiederkehrend, über die trockne Aufzählung der geschichtlichen Ereignisse gleichsam sich emporschwingt. Es ist die eigentliche Lebensader des Gedichtes, der Träger seines Pathos, das nur in der religiösen Sphäre zur Erscheinung kommt. Das Gedicht erhält dadurch einen gewissen kirchlich dramatischen Anstrich: in den einförmigen, kargen Vortrag des Historikers bricht schwungvoll der Refrain des Geistlichen, wie ein Chor, wie das Gebet, die Litanei einer

---

Dolet omnis homo, forinsecus et in domo,
Suspirat populus dominum, vigilando et per somnum.
  Rex Deus vivos tuere et defunctis miserere.
Anno quoque millesimo nono atque tricesimo,
De Christi nativitate nobilitas ruit late,
Ruit Caesar caput mundi, et cum illo plures summi,
Occubuit Imperator Cunradus legum amator.
  Rex Deus vivos tuere et defunctis miserere.
Eodem vero tempore occasus fuit gloriae,
Ruit stella matutina Gunnild regina:
Neu quam crudelis annus, corruerat Herimannus,
Filius Imperatricis, Dux timendus inimicis
Ruit Kuono Dux Francorum et magna pars ingenuorum.
  Rex Deus vivos tuere et defunctis miserere.
Imperatoris gloria sit nobis in memoria
Ac frequentiore mentione vivat vir indolis bonae,
Et praeclara fama post mortem vitae praestet hunc consortem.
  Rex Deus vivos tuere et defunctis miserere. sqq.

Und so kehrt der Refrain noch fünfmal wieder.

versammelten Gemeinde hinein; von den Unglücksfällen und Trübsalen der Welt werden wir immer wieder abgerufen und hingewiesen auf den, ohne dessen Schutz die Lebenden, ohne dessen Erbarmen die Todten verloren sind, und der allein den ewig ruhenden, ewig sichern Mittelpunkt in dieser Welt des Elends und der Hinfälligkeit bildet. — Aehnlich, wiewohl in ihm die beiden Elemente des Historischen und des Geistlichen weniger scharf auseinander gehalten sind und namentlich das Geschichtliche in dem Hymnenartigen des Gedichts fast völlig untergeht, ist das gleichzeitige Lied auf die Krönung Kaisers Heinrich des Dritten, das man gleichfalls bei Soltau p. 31. nachschlage. —

Noch interessanter, als diese lateinischen Gedichte, und namentlich an poetischem Werth bei Weitem überwiegend, sind die wenigen historischen Lieder dieser Zeit in deutscher Sprache, über die man in Kürze Kobersteins Grundriß der Geschichte der deutschen National-Lit. p. 54. 55. vergleiche. Auch sie freilich verläugnen den geistlichen Stand ihrer Urheber nicht und geben den historischen Kern nichts weniger als rein und unentstellt: dennoch, gleich als ob aus der jungen lebensvollen Sprache ein Hauch der Jugend und des Lebens auch auf den Verfasser selbst übergegangen wäre, erheben sich diese deutschen Gedichte an Frische und eigenthümlicher Lebendigkeit bei Weitem über die lateinischen Verschroniken, diese traurigen Schatten der römischen Kunstdichtung. Vor Allem gilt dies Lob von dem berühmten L u d w i g s l i e d, das ein fränkischer Geistlicher zur Feier des Siegs verfaßte, den König Ludwig der Dritte, ein Sohn Ludwigs des Stammlers, im Jahre 881. bei Saucourt über die Normannen erfocht. Dieses Lied, von welchem man den besten Abdruck (nach Hoffmann von Fallersleben's Elnonensia. Mo-

numents des langues romane et tudesque dans le IX. siècle, publiés par Hoffmann et Willems. p. 4, 7, 8, 31) in Wackernagel's deutschem Lesebuch, I, Sp. 105. der zweiten Ausgabe findet, *) zeichnet sich allerdings durch einen frischen und schwungvollen Ton, durch männlichen Takt und einzelne glänzende Schilderungen aus; für was Alles es dann auch reichliches Lob erfahren hat. Nichtsdestoweniger, wenn man es näher betrachtet und namentlich, wenn man es, nach Gervinus geistreichem Vorgange (a. a. O. p. 78), mit einem ähnlichen angelsächsischen Liede, dem Gesang auf Athelstans Sieg über die Dänen bei Brunanburg, vergleicht, das unbezweifelt weltlichen Ursprungs ist, so wird Einem wohl fühlbar, in welchem Nachtheil der Geistliche, in seiner klösterlich friedlichen Beschränktheit, sich überall da befand, wo es sich um die Auffassung eines großen historischen Ereignisses, um die selbständige, eigene That des Mannes, nicht um Wunder, sondern um Wunden, um Kampf und Schlacht und die höchste Bethätigung des politischen Lebens handelte. Das angelsächsische Gedicht ist in Wharton's history of english poetry abgedruckt; da wir dies Buch im Augenblick nicht zur Stelle haben, und da auch so das angelsächsische Gedicht nicht Vielen unter unsern Lesern zugänglich sein dürfte, so wollen wir hier wenigstens die oben erwähnte Parallele von Gervinus hersetzen, die die beiden Richtungen vortrefflich gegeneinanderstellt und dadurch überhaupt zu einem Schlüssel für den angedeuteten Unterschied der geistlichen und weltlichen Auffassung wird. „In dem angelsächsischen Liede", sagt er, „versetzt der Dichter den Hörer unmittelbar in die Schlacht, zwischen gespal-

*) Doch vergleiche auch die lehrreiche Zusammenstellung bei Soltau a. a. O. p. 3.

tene Schilde und gestürzte Banner, mitten in den Sieg, welchen das Brüderpaar erficht, denen auch hier, wie dem Ludwig im deutschen Gesange, von den Ahnen angeboren ist, des Vaterlandes tapfrer Schutz und Schirm zu sein. Im deutschen Liede aber führt der Dichter den Sieger erst als einen Diener Gottes ein, als einen der Gnade Gottes besonders Empfohlenen, als einen Gottesvasallen auf dem Frankenthrone. Der Himmel darauf sendet seinem Erkorenen Unglück zur Prüfung, den Einfall der Normannen, und, was noch pfäffischer klingt, moralischen Verderb, Raub, Lug und Verrath. Christus war erzürnt; der Herr beruft seinen Auserwählten und beurlaubt ihn, er tröstet seine Gesellen mit Gottes Rath und Hilfe, er verspricht Lohn den Siegern und Sorge für der Gefallenen Wittwen und Waisen. Er zieht aus, er sieht die Normannen, Gott Lob, ruft er, er sieht, was er begehrte; er reitet kühn, er singt ein heiliges Lied, Alle zusammen singen Kyrie eleison. Nun erst folgt in einer schönen und gehobenen Stelle eine kurze Beschreibung der Schlacht selbst *), die das ganze angelsächsische Lied füllt, die

*) Sang uuaſ giſungan.
Uuig uuaſ bigunnan.
Blut ſkein in uuangon.
Spilodun ther urankon.
  Thar uaht thegeno gelih.
Nichein ſoſo hludwig.
Snel indi kuoni.
Thaz unaſ imo gekunni.
  Suman thuruh ſkluog her.
Suman thuruh ſtah her.
Her ſkancta cehanton.
Sinan ſian: : :
Bittereſ lideſ.
So uue hin hio theſ libeſ.

uns dort mit den Theilen des siegenden und besiegten Heeres bekannt macht, mit den Führern und Erschlagenen, die die Fliehenden und Verfolgenden begleitet, die Sieger und Besiegten heimführt; und wo der Deutsche am Schluß fromm ein Sieges-Tedeum anstimmt, jubelt der Angelsachse, wie der Ragnar Lodbrockgesang oder der Araber Taabbadta Scharran, daß Raben und Adlern und Wölfen auf dem Schlachtfelde ein Mahl bereitet sei; und wo der Deutsche ein Meßgebet zum Schluß gibt, blickt jener auf die Thaten der Ahnen stolz zurück und verkündet, daß keine solche Schlacht gekämpft ward, seit die Sachsen die Briten besiegt und das Land erobert hätten." *)

Ferner hat man noch einen halb lateinischen, halb deutschen Leich auf Otto den Großen, der eben durch diese Zusammensetzung seinen geistlichen Ursprung unverkennbar an den Tag legt. Im Ton hat er einige Aehnlichkeit mit dem Ludwigsliede, doch steht er ihm an Lebendigkeit und Fülle nach, wie denn auch schon die zusammengeflickte Form kein reines Wohlbehagen zuläßig macht. Vergl. den durch Wackernagel verbesserten Abdruck in Hoffmann's Fundgruben I, 340. und Soltau

*) Gervinus nennt das Gedicht schließlich, möge es nun im Ganzen die Arbeit eines Geistlichen oder nur durch die Hände eines solchen gegangen sein, einen „durchaus volksmäßigen Gesang." Gewiß kann man dem beistimmen, nämlich insofern das Gedicht einen durchaus geistlichen Charakter hat, dieser geistliche Charakter aber damals allerdings der zeitgemäße und volksthümliche war. Denn anders und in dem gewöhnlichen Sinne gefaßt, wonach volksthümliche Poesie einen Gegensatz zur Kunst und hier speciell zur geistlichen Poesie bildet, würde unseres Bedünkens von Volksthümlichem im Ludwigsliede nichts zu spüren sein, als höchstens jene Schilderung der Schlacht, der allenfalls irgend eine volksthümliche Reminiscenz zu Grunde liegt.

a. a. O. p. 15. Auch Gervinus erwähnt seiner, wiewohl nur ganz flüchtig: p. 79 Note 63.

Endlich verdient hier auch noch der vielgerühmte Lobgesang auf den heiligen Anno, Erzbischof von Köln, (stirbt 1075) unsre Aufmerksamkeit: vgl. Koberstein, p. 147. Gervinus I, 157. fg. Das Gedicht selbst findet sich, außer bei Schilter, auch bei den Gedichten seines ersten Entdeckers, Martin Opitz, in den Ausgaben Breslau, 1639. und Zürich, 1755. Nicht zwar, als ob der Lobgesang auf den heiligen Anno auf irgend eine Weise ein politisches Gedicht zu nennen wäre, sondern wir erwähnen ihn hier nur um seiner epischen Digressionen willen und weil er zeigt, wie die Geistlichen allmälig, wenn auch nicht für die Geschichte ihrer Zeit, so doch für die Geschichte überhaupt empfänglich wurden, wie das Auge, das bis dahin ausschließlich auf geistlichen Gegenständen gehaftet hatte, sich allmälig über die Klostermauer hinaus, auch auf das große Theater der Weltgeschichte richtete, und wie unter den Händen der Geistlichen selbst die geistliche Dichtung allmälig zur weltlichen erweitert ward. Für die Geschichte dieses Uebergangs ist das Annolied von größtem Interesse. Denn ebenso, wie in dem mitgetheilten Gedicht auf den Tod Konrad des Saliers, das geschichtliche Element in den Schatten trat gegen das religiöse, so umgekehrt geht hier das geistliche Moment des ursprünglichen Thema's in epischen Digressionen unter. Ja diese Digressionen, die Schilderung weltlicher, besonders kriegerischer Ereignisse *), die Erzählung von Kaisern

*) Wie die berühmte Schilderung der Schlacht von Pharsalus:
Oy wi di wâfini clungin,
da di marih cisamini sprungin!
herehorn duzzin,

und Königen, von weltlichen und heidnischen Abenteuern, führen uns so weit ab von dem eigentlichen Thema und lassen dies so sehr wie zu einem zufälligen Nebending, einem ungeschickten Auswuchs verschwinden, daß man schwankend werden kann, (vgl. Wackernagel, deutsches Lesebuch, I, Sp. 178, wo Fragmente des Annoliedes ohne Weiteres als Fragmente einer alten Weltchronik mitgetheilt werden) ob dies Gedicht überhaupt noch zu den geistlichen, oder bereits zu den weltlichen, zu den gereimten Weltgeschichten und Chroniken zu rechnen ist. Auch währt es nicht mehr lange, so erblicken wir Geistliche auch als Verfasser solcher Gedichte, denen gar kein religiöses Element mehr zu Grunde liegt, namentlich der eben erwähnten Chroniken, unter denen eine der bedeutendsten, die Kaiserchronik (vgl. Hoffmann's Fundgruben I, 208 fg. 251 fg. Wackernagel a. a. O. Sp. 197, 205. Gervinus I, 154 fg. 165, 169. II, 167) ausdrücklich einem Geistlichen zuzuschreiben ist. Auch die Alexandriaden (vom Pfaffen Lamprecht s. die beredte Schilderung bei Gervinus I, 220 fg.) und nicht weniger die Verbreitung der romantischen Sagenstoffe des Mittelalters gehören hierher.

---

becche bluotis vluzzin;
derde diruntini dunriti,
di helle in gegini glimiti,
da di hêristin in der werelti
suohtin sich mit suertin.
duo gelach dir manig breiti scari
mit bluote birunnin gari.
dâ mohte man sîn douwen
durch helme virhouwin
des rîchin Pompeiis man:
Cesar dâ den sige nam.

Siehe Wackernagel, a. a. O. Sp. 183.

All diese Erscheinungen deuten auf eine gemeinschaftliche Krisis, als deren Zeichen und Folgen wir sie zu betrachten haben; nämlich darauf, daß das geistliche Element, nachdem es Volk und Sprache durchdrungen, und in einseitiger Herrschaft seine Aufgabe erfüllt hat, nunmehr, wie jeder Sieg auch ein Untergang und jede Frucht zugleich ein Welken ist, aufhört, das allein berechtigte Element und die eigentliche Lebensluft der Zeit zu sein. Andere Richtungen, von ihm bisher gewaltsam zurückgehalten und unterdrückt, treten jetzt an seine Stelle, aus der vollendeten Herrschaft der geistlichen geht die Entwicklung der weltlichen Richtung hervor — und die Dichtung geht von den G e i s t l i c h e n über zu den R i t t e r n.

Allein ehe wir die Spur des politischen Liedes in dieser neuen Sphäre aufsuchen, wollen wir wenigstens mit zwei Worten noch auf das Volkslied hinweisen, das, trotz der Unterdrückung, in welcher es sich befand, dennoch nicht ganz unterließ, die Geschichte der Zeit in sein Gebiet zu ziehen. Koberstein (a. a. O. p. 55) führt, zum Theil nach den Brüdern Grimm (deutsche Sagen II, p. XI, XII), eine Reihe solcher Stoffe an: „Der Sieg der Sachsen über den fränkischen Herzog Eberhard bei Ernsburg (912), der Verrath, den Erzbischof Hatto an Adelbert von Babenberg verübte, die Heldenthaten und Eigenheiten Kuonos, mit dem Beinamen Kurzbold; von des baierischen Erbo Büffeljagd, von den Diensten, die Bischof Benno in jüngeren Jahren während der Ungarnkriege Kaiser Heinrich dem Dritten geleistet hatte; vermuthlich auch die Sagen und Lieder über einzelne ursprünglich historische Charaktere, wie Otto den Rothen, Herzog Ernst von Baiern, Graf Hoyer von Mansfeld" u. s. w. Aber es lag in der strengen und eifersüch-

tigen Suprematie, welche das geistliche Gedicht bis dahin geübt hatte, daß diese historischen Volkslieder damals keine Dauer und keine poetische Vollendung gewinnen konnten. Nur zerstreut, in einzelnen sagenhaften Anklängen lebten sie fort, bis sie in späterer Zeit, von den Dichtern nachfolgender Geschlechter, als ein Stoff des Kunstepos zum Theil wieder aufgenommen wurden.

Wenden wir uns jetzt, nachdem wir gesehen haben, wie die deutsche Literatur unter der Herrschaft der Geistlichen allmälig, wenn auch nicht ein politisches, so doch ein historisches Element und mit ihm eine, allerdings noch sehr lockre und, so zu sagen, noch neutrale Beziehung zu den öffentlichen Verhältnissen gewonnen hatte, zu der ritterlichen Epoche unserer Dichtung.

Was uns dabei zunächst entgegentritt, ist der Gegensatz des Standes, der Beschäftigung und überhaupt aller Lebensverhältnisse zwischen Geistlichen und Rittern. Dieser Gegensatz erscheint in der That so groß, daß er nicht wohl größer gedacht werden kann. Wir haben im Obigen angedeutet, in welcher Zurückgezogenheit von der Welt, in welcher Entfernung vom Staat und der Geschichte der Geistliche, in der Einsamkeit seiner Zelle, in der Abgeschlossenheit seines frommen Berufes, sich befand. Gerade die entgegengesetzte Stellung behauptete die Ritterschaft. Ihr Ursprung, wie ihre Bestimmung, waren kriegerischer Natur. Aus dem wildesten Gewirr geschichtlicher Begebenheiten, aus Kriegszügen und Eroberungen hatte sich die Grundlage der Ritterschaft, das Vasallenthum, entwickelt: und daher auch fernerhin bildet die unmittelbare Theilnahme an diesen

Begebenheiten, der Dienst des Krieges, die Gefahr der Schlacht, den hauptsächlichsten Beruf und das eigentliche Wesen dieses Standes. Gerade so weit, wie die Geistlichkeit durch Amt und Pflicht, durch Sitte und Gesetz von der Wirklichkeit des öffentlichen Daseins entfernt und ausgeschlossen war, ebenso nah und dringend war der Stand der Ritter dazu berufen und verpflichtet. Alles, was Jenen verboten und verwehrt war: das Recht der Waffen, der Glanz der Hofhaltung, weltliche Macht, Besitz und Ehre, und über Alles, die holde Gunst der Frauen, war diesen nicht allein als ein Recht gestattet, sondern zum größten Theil sogar als eine Pflicht geboten. Wer, wenn er ohne Kenntniß dessen, was die ritterliche Poesie faktisch geleistet hat, nur diese Stellung der deutschen Ritterschaft ins Auge faßt; wenn er die jahrhundertlangen Kämpfe erwägt, in welchen sie gefochten; wenn er im Geist die Schlachtfelder besucht, auf denen sie, in mehr als Einem Welttheil, gestritten; wenn er die kriegerische Färbung beachtet, welche das gesammte Leben der Ritter, bis hinunter in ihre nachbarlichen und häuslichen Zustände, ihren Zeitvertreib und ihre Ergötzungen durchdringt; wenn er sich endlich zum Bewußtsein bringt, welchen ungeheuren, welchen unermeßlichen Antheil sie, als der eigentliche Arm, die thätige Hand jener Jahrhunderte, an jeder Gestaltung der politischen Verhältnisse haben; wenn er sich erinnert, wie oft in ihre Treue, ihre Tapferkeit das Schicksal der Könige, ihrer Lehnsherrn, gelegt war und wie untrennbar daher ihre eigene Person, ihr eigenes persönliches Schicksal an die Angelegenheiten des öffentlichen Lebens und die politischen Krisen ihrer Zeit gebunden war — wer, der dies Alles an sich vorübergehen läßt, wird demgemäß von den Rittern nicht eine Poesie erwarten,

welche in reicher Fülle, in klarer und frischer Lebendigkeit all diese Zustände wiederspiegelnd, sich namentlich auch der öffentlichen Begebenheiten der Zeit bemächtigt und für das Verdienst der politischen That zugleich das Recht der politischen Dichtung in Anspruch nimmt?

Die Zeit wenigstens, in welche diese Entwicklung der ritterlichen Dichtung fällt, war von der Art, daß sie die Ausbildung einer politischen Poesie nicht allein zu begünstigen, sondern sogar zu fordern und zu gebieten schien. Ein reicher und großartiger Stoff ward vor den Dichtern jener Epoche ausgebreitet; sie waren Mitlebende für eine der größten und bedeutungsvollsten Krisen, sie waren Kinder eines der bewegtesten und glanzvollsten Zeitalter, welche die Geschichte kennt.

Schon oben haben wir bemerkt, wie ungefähr mit dem Eintritt des zwölften Jahrhunderts die geistliche Macht aufhörte, das allein berechtigte und allein wirksame Princip der Zeit zu sein, und wie allmälig, zuerst neben ihm, aber bald genug ihm gegenüber, die weltlichen Mächte zur Geltung und Mitherrschaft gelangten. Diese Revolution, deren Spur wir oben, innerhalb des engen, theoretischen Gebietes der Literatur, in der Aufnahme des weltlichen historischen Elementes in die Poesie der Geistlichen und überhaupt in dem Uebergange der Dichtung von diesen zu den Rittern wahrgenommen haben, ward nun auf eine mannigfache und zum Theil sehr gewaltsame Weise auch in den weiten Kreisen der Praxis, in dem thatsächlichen Gange der Geschichte sichtbar. Die Religion selbst war von dieser Welt geworden. Die idealen Unterlagen des Glaubens und der gemüthlichen Herrschaft genügten der geistlichen Macht nicht mehr; sie wollte selbst eine weltliche Macht

werden und wie oben in der Literatur der Geistlichen, so ward auch hier, im Innern der Kirche selbst, der religiöse geistliche Inhalt durch die historische, die politische Tendenz überwogen und verdrängt.

Wir brauchen unsern Lesern nur den Namen der Hohenstaufen zu nennen, um ihnen sogleich, mit Einem Worte, ein Bild jenes gewaltigen Kampfes vorzuführen, der, mit einer Erbitterung sonder Gleichen, fast zwei volle Jahrhunderte lang zwischen der weltlichen Macht, vertreten im römischen Kaiserthum der deutschen Könige, und den Päpsten, als dem geistlichen Regiment, geführt wurde. Die ganze Zeit nahm an dieser Krisis Theil; es zeigte sich, daß dies nicht ein Kampf war, der vereinzelt und zufällig entstanden, nur zwischen zwei einzelnen Gewalten, zwischen den zufälligen Persönlichkeiten der Kaiser und der Päpste geführt ward: sondern daß er, als eine Entwicklung der Weltgeschichte selbst, von Allen für Alle gestritten wurde und daß hier Jeder sich auf Eine Seite zu stellen und bis zur Aufopferung seiner selbst sie zu vertreten hatte.

Keinem lag die Aufforderung hiezu näher, ja Keiner war mehr darauf angewiesen und genöthigt, an diesem Streit, der eine unversiegbare Quelle von Kriegszügen, Fehden, Eroberungen ward, einen unmittelbaren und persönlichen Antheil zu nehmen, als die Ritter. Und zwar in der zwiefachen Beziehung ihres Standes. Nämlich zuerst als diejenigen, deren Ursprung und Existenz sich auf den Dienst des Krieges gründete, gleichsam die geborene Leibwacht der deutschen Könige; sodann aber und ganz vornämlich auch in ihrer Eigenschaft als Vasallen und Lehnspflichtige entweder unmittelbar des Königs oder anderer Großen, die selbst wieder für all ihr Besitzthum schließlich keinen andern

Rechtstitel, als die königliche Belehnung hatten. Und wenn nun die kriegerische Seite ihres Standes nur die Kraft ihres Armes, nur die Schärfe ihres Schwerts in Anspruch nahm, so zog dagegen die Consequenz der Lehnsverhältnisse sie mit Hab und Gut, mit Besitz und Macht, ja mehr als das: mit der eignen Ehre, dem Herzen, dem Gewissen selbst in diesen Kampf der Zeit hinein. Denn wie oft, in dem wechselvollen Lauf dieser Kriege, geschah es nicht, daß der Papst, dieser Gott der Erde, der die Schlüssel hatte zu binden und zu lösen und in dessen Hand auch die Herzen, die Gewissen der Menschheit gelegt sein sollten, das erdrückende Gewicht des Kirchenfluches auf das Haupt seines kaiserlichen Gegners schleuderte! Da war das Gebäude der politischen Ordnung, und somit auch das Lehnsverhältniß, in seinen Grundfesten erschüttert: den Königen wurden Gegenkönige gestellt, die Lehnspflicht ward aufgehoben, der Eid der Treue nichtig erklärt, Anhänglichkeit und Gehorsam des Unterthanen wurden zum Verbrechen. Nicht die Edelleute und Fürsten, nicht die Ritter konnten und durften in dieser Krisis thun, was etwa dem leibeigenen Volk, das, an die Scholle gebunden, nicht über die Scholle hinaus zu denken brauchte, oder was den Städten, die mit eigensüchtiger, kaufmännischer Gewandtheit die Zeit der allgemeinen Unruhe für ihren Vortheil, zur Sicherung ihres jung aufblühenden Wohlstandes benutzten, zu thun erlaubt und möglich war. Nämlich nicht, wie diese, durften die Ritter den großen, weltbewegenden Kampf nur als ein Schicksal über sich ergehen lassen, sie konnten nicht wie diese, sich bloß duldend verhalten und ohne eigenen Willen nur immer dem angehören, der sie zu behaupten die Kraft besaß: sondern für sie ging aus dem politischen Recht auch die

politische Pflicht hervor. Dem politischen Gewicht, welches sie in die Wagschale der Entscheidung werfen konnten, mußten sie durch den politischen Willen entsprechen, sie mußten wählen und sich prüfen, in wessen Schale sie es werfen, zu wem sie stehen, für wen sie ihren Arm erheben wollten. So ward das Allgemeine der politischen Entwicklung für sie ein Eignes und Besonderes. Die große Frage der Zeit trat, als eine persönliche, unmittelbar an sie heran und nöthigte sie, einmal zur Einkehr in sich selbst, zur Prüfung des eignen Innern und der eignen Interessen — und dann wieder, was sie gewählt und wohin sie sich entschieden, wurden sie genöthigt, durch die That zu vertreten und mit dem eignen Leib die Partei zu decken, für welche sie sich bestimmt.

Heutzutage freilich denkt man anders: und Mancher, das sehn wir voraus, wird den Kopf bedenklich schütteln und, wenn er gutmüthig ist, uns für jugendlich unerfahrene Schwärmer, ist er aber bösartig, noch für etwas Schlimmers halten, daß wir es hier als ein neidenswerthes, seliges Schicksal preisen, in einer Zeit des Kampfs und der Parteiungen zu leben und sich lebendig, mit allen innersten Kräften, mit dem ganzen Wohl und Weh, persönlich an ihr betheiligen zu dürfen. Man hat sich bei uns ein gewisses Ideal von Friedseligkeit gemacht, in welchem das Wort Partei nur zur Furcht oder zum Gelächter — oder oft auch zu Beidem dient; man hat das Regendach einer gutgesinnten, loyalen Theilnahmlosigkeit über sich gebaut und sitzt da äußerst behaglich und im Trocknen. Man will keine Gegensätze. Jeden Spalt, jeden Riß, der sich öffnet, um den Keim einer künftigen Entwicklung hervorzulassen, überkleistert man und klebt die Kühlsalbe der Unparteilichkeit darauf. Man will sich lieber der kleinlichen Sophisterei der Diplomaten,

als der Dialektik des Geistes selbst und den Gegensätzen anvertrauen, in welchen sie sich bewegt. — Gegen diese Ansicht der Dinge mit Gründen streiten, wäre thöricht. Die Zukunft, sei sie fern, sei sie nah — genug, sie wird entscheiden, ob das tausendjährige Reich der Weltgeschichte in der That schon angebrochen ist; sie wird entscheiden, ob allein die Geschichte, dieser Leib Gottes, anders gebaut ist, als die übrigen Leiber alle, die nothwendig zu Grunde gehn und faulen, sobald sie den Kampf und Gegenkampf entbehren, der in jeder Lebensthätigkeit des Körpers, im Athemholen, im Lauf des Blutes, im Schlagen der Adern stattfindet; sie wird entscheiden, ob von allem Lebenden allein die Geschichte fruchtbar werden kann in selbstgenügender Einsamkeit, da sonst zu jeder Zeugung der Gegensatz der Zwei gehört. — Einstweilen aber mag es der Jugend wohl ziemen und ihr unverwehrt sein, eine Zeit glücklich zu preisen und herbeizusehnen, in der die Geschichte nicht hinfließt, unsichtbar und gebunden, wie ein Strom unter dem Eis: sondern wo die Woge des Lebens hoch schäumt und wo der Mann, wo der Dichter für seine That und für sein Lied den fruchtbaren Boden eines geschichtlich bewegten Volkes findet.

Was nun das Zeitalter, mit welchem wir uns hier beschäftigen, und die Entwicklung der ritterlichen Dichtung anbetrifft, so dürfen wir nicht vergessen, neben dem großen kirchlich weltlichen Kampfe auch die Einflüsse der Kreuzzüge in Erinnerung zu bringen. Durch sie wurde dem Abendland der Orient, dies Amerika der mittelalterlichen Welt, aufgeschlossen und gleichfalls ein reicher Strom bewegtesten Lebens in die Adern der Zeit ausgeschüttet. Doch ist diese Wirkung der Kreuzzüge und die geistige Befruchtung des deutschen Lebens, welche von ihr

ausging, bereits zu häufig besprochen, wenigstens in den Hauptumrissen zu leicht zu überschauen, als daß wir uns hier dabei verweilen dürften. Ueberhaupt wenn die Kreuzzüge, die man bei Betrachtung der in Rede stehenden Epoche, als das glänzendste und farbenhellste Bild, gern in den Vorgrund zu rücken pflegt, hier von uns nur in der zweiten Stelle genannt werden, so geschieht dies, weil nach unserm Dafürhalten auch das eigentliche Motiv der Kreuzzüge in derselben geistigen Revolution zu suchen ist, die sich in jenen Kämpfen zwischen Papst und Kaiser offenbarte und deren eigentliche Natur wir bereits besprochen haben. Denn dieser Sehnsucht, auch den irdischen Schauplatz der Erlösung zu betreten und ihn als ein weltliches Besitzthum inne zu haben, liegt ihr nicht auch dieselbe Verweltlichung des Geistlichen zu Grunde, welche, von beiden Seiten her, sich in jenen Kämpfen offenbart? Das heilige Grab von Jerusalem soll der Mittelpunkt eines politischen Reiches werden, die Dornenkrone wird zur Königskrone: da haben wir kurz und bündig das eigentliche Stichwort jenes großen Kampfes. In dem Bewußtsein der Zeit ging diese wahre Bedeutung der Kreuzzüge allerdings nicht auf; vielmehr wurden sie, die auch ihres Theils nicht wenig zur Verweltlichung und allmäligen Auflösung der geistlichen Interessen beigetragen haben, von den Mitlebenden selbst, insbesondere von den Rittern, die auch hier an der Spitze standen, ausschließlich im geistlichen Sinne aufgefaßt. Unmittelbar daher für die politische Bildung und für die Anregung politischer Gegensätze haben die Kreuzzüge an und für sich nur wenig oder keine Frucht gegeben; namentlich der Eine große Gegensatz, den sie darboten, der nämlich zwischen Morgen- und Abendland, ward zu einseitig

aus dem religiösen Standpunkt, als Gegensatz zwischen Heiden und Christen aufgefaßt, als daß er sich hätte politisch wirksam erzeigen können. Desto reicher dagegen haben die Kreuzzüge auf die Entfaltung des Gemüthslebens eingewirkt; eine desto glänzendere Farbenpracht haben sie, im Abglanz orientalischer Herrlichkeit, auf das ritterliche Leben und die Dichtung des Mittelalters ausgegossen.

Fassen wir nun dies Alles zusammen: eine Zeit, in der wieder einmal die That höher geachtet wird, als die Beschaulichkeit und in der der Panzer mehr wiegt, als die Kutte; großartige politische Ereignisse, ein Meer von Begebenheiten, Anregungen und Wirkungen; diejenigen, die der Geschichte zum Werkzeug dienen, die Ritter, zugleich das Organ der Dichtung, und so eng in die politischen Schicksale der Welt verflochten, daß diese zugleich ihre persönlichen Schicksale werden — und wir werden mit Grund unsre obige Frage wiederholen können: wer, der dies Alles erwägt und zusammenhält, wird nicht in der ritterlichen Dichtung einen bedeutenden Fortschritt, eine frische und glückliche Entfaltung unsrer politischen Poesie erwarten?

Aber die Antwort der Geschichte lautet anders. Diese Ritter, die in der Wirklichkeit immer in Stahl und Eisen gehn, sind in ihren Gedichten weichmüthige, sanfte Träumer. Ihre Schlachten schlagen sie nur, sie besingen sie nicht; nicht die Farbe der Poesie, sie tragen nur die Farbe ihrer Damen — mit Einem Wort: in ihren Gedichten kümmern sich die Ritter um die Geschichte, die sie in Wahrheit machen helfen, und um die Politik, der sie mit ihren Leibern dienen, ebenso wenig oder

sogar noch weniger, als die geistliche Dichtung der vorigen Epoche sich um diese Gegenstände kümmerte. Statt mit den Feinden ihrer politischen Partei, zanken sie mit den Lauschern und Aufpassern, die das süße Glück der Liebe beneiden und verkümmern; statt an die lebendigen Interessen der Gegenwart, lehnen sie ihre Dichtungen an die sagenhaften Nachklänge bald der eignen, bald einer fremden Vorzeit; statt aus dem frischen Quell der Zeitereignisse zu schöpfen, gehen sie bei wälschen Mönchen in die Schule; statt der großen Hohenstaufen, deren glorreiche Persönlichkeit lebendig vor ihren Augen stand, wird ein fabelhafter Karl, ein mythischer König Artus der Mittelpunkt ihrer Dichtungen; statt Papst und Kaiser im Kampf um die Herrschaft der Welt zu zeigen, dichten sie trojanische Kriege und Alexandriaden; kaum, daß die Kreuzzüge einzelne religiös mystische Klänge wecken. *)

*) Wir wollen hier die Stelle aus Gervinus beifügen, a. a. O. I, 296, wo dieser überraschende Mangel der ritterlichen Dichtung an eigentlich ritterlicher Gesinnung durch die Vergleichung mit der provençalischen Poesie ins hellste Licht gerückt wird. Nur wenn er, wie es hier und an andern Stellen seines Werkes den Anschein hat, diesen Mangel der Literatur nicht aus historischen Zuständen, sondern aus einer gewissen angeborenen mangelhaften Anlage des deutschen Charakters überhaupt herleiten will, so mag man, um der deutschen Zukunft willen, doch einiges Bedenken tragen, ihm auch hierin beizustimmen. „Wer sollte es wohl glauben! (sagt er) unter tausenden von Liedern, die uns von einer Menge von ritterlichen Minnesängern aus verschiedenen Zeiten erhalten sind, unter allen Produkten eines ausschließlich kriegerischen Standes, der nichts zu thun hatte, als das Schwert zu führen, der noch vor wenigen Jahrzehnten fast ohne Ausnahme nichts zu thun wußte, als das Schwert zu führen, unter allen diesen Dichtungen dieses Standes in Deutschland nicht Ein Kriegslied! kaum Ein Lied, in dem die kriegerische Tugend des Ritters gepriesen wäre! Und wer gibt nicht, wenn uns Bertrand du Born, dem wohl auch die

Diese Thatsachen sind bekannt und Jeder, der nur einmal mit Einem Auge in ein Compendium unserer Literatur gesehen hat, weiß sie zu erzählen. Nichts desto weniger, dem Gemälde gegenüber, welches die politische Geschichte des betreffenden Zeitalters darbietet, dünken sie uns so auffallend, daß wir einen Versuch, sie zu erklären, hier nicht ablehnen wollen.

Allerdings hatte mit dem Zeitpunkt, den wir oben näher

Frühlingsblumen und der Vogelsang lieb sind, aber lieber das Kampfspiel und die Belagerung, das Schlachtgetümmel und der Wetteifer im Streit, der wohl auch festliches Gelag schätzt und die Ruhe des Schlafs, aber mehr das Schlachtgeschrei und die wiehernden Rosse und die fallenden Feinde zu sehen liebt, wer gibt nicht, sag ich, wenn uns dieser ein kriegerisches Lied singt, die erotischen Jeremiaden unserer Minnesinger zu hunderten dafür hin? So ferne liegt das Nächste in der wirklichen Welt unseren träumerischen deutschen Meistern, so sehr vergessen sie aller Kraft und männlichen Tugend, um sich in Selbstquälereien aufzureiben! Alles, was der Provenzalen äußeres Leben bewegte, spiegelt sich in ihrer Kunst, nichts davon unter den Deutschen. Von Kriegslust, von Wetteifer, von Vasallentreue, von Ritterpflicht singt Jeder, wer die Saiten zu rühren weiß; von Standesstolz und Haß gegen andere Stände glühte Castelnau, von Zorn über Juristen und Prälaten Bonifaz von Castellane, von Eifer gegen Rom und den Papst Figueira. In Deutschland beschweren sie sich, wie jener nicht unähnliche Tasso des Göthe, dem dieser Zug vortrefflich geliehen ist, daß man sie nicht an den Hof zöge — aber was sollte man in einem Kreise, der zu handeln und nicht blos zu singen hatte, mit diesem Geschlechte anfangen? Aber in der Provence mußten sie an den Hof und ins Leben gezogen werden, denn dort beurtheilten sie jede öffentliche Handlung, drängten sich mit ihren Sirventes, die man in Deutschland nur ausnahmsweise kennt, in alle Verhältnisse, nahmen mit wüthender Leidenschaft Partei bei allen politischen Fragen, bildeten die öffentliche Meinung, machten ihren Rath und ihre Gunst wünschenswerth und ihren Zorn gefürchtet, und nichts kann dort die politische Geschichte erzählen, ohne auf ihre Bedeutung und Wirksamkeit zu stoßen; in Deutschland kann diese Geschichte sie, fast nur mit Einer Ausnahme, gar nicht gebrauchen.

bezeichnet haben, die Weltlichkeit ihre Reaction gegen die Alleinherrschaft der geistlichen Macht begonnen; die Weltlichkeit war, als eine Potenz der Zeit, in die Existenz getreten. Aber noch nicht ins Bewußtsein der Zeit. Es war die Weltlichkeit an sich, in nackter, abstracter Existenz; sie war wirksam nach außen, aber noch nicht ward sie innerlich gewollt und noch nicht gewußt. Es war neuer Wein, auf alte Schläuche gefüllt. Mit der Praxis der Ereignisse stand die Welt bereits auf einer neuen Stufe, aber mit ihrem Bewußtsein befand sie sich noch in der frühern, geistlichen, oder — wie wir im Gegensatz zum Diesseits der Weltlichkeit wohl sagen dürfen — jenseitigen Epoche. Daher das schwindelnde Durcheinander und die vielen, anscheinend unversöhnbaren Widersprüche der mittelalterlichen Geschichte. Ueberall ward in Wahrheit ein Größeres gethan, als man selbst wollte, Wichtigeres wurde vorbereitet, als man wußte. Das begegnet in der Geschichte öfter; man wollte Gewürz aus Indien holen — und entdeckte Amerika. So auch in jener Epoche des Mittelalters. Man wollte das heilige Grab erobern — und untergrub die Stützen der geistlichen Gewalt; man meinte um die Auslegung der Kirchenpolizei zu streiten — und in der That stritt man um politische Rechte und die tiefsten Grundlagen des Staates.

Es ist möglich, ja von einzelnen bevorzugten Persönlichkeiten, unter die wir vor Allen Friedrich den Zweiten rechnen müssen, ist es gewiß, daß sie das wahre Verhältniß wohl durchschauten und die neue Zeit mit dem Organ eines neuen Geistes aufzufassen und zu beherrschen wußten. Die Masse aber, und namentlich die ritterlichen Dichter, befanden sich ganz auf dem angegebenen Standpunkt, daß sie das Diesseits, die

Weltlichkeit, stets noch als ein Jenseitiges, Geistliches verstanden und aussprachen. In der ritterlichen Dichtung liegt dies mit überraschender Deutlichkeit zu Tage. Erinnern wir uns vor Allem an den Parcival des Wolfram von Eschenbach. Das Ritterthum, die Erziehung des Ritters im höchsten Sinne, ist der Inhalt und die Aufgabe dieses tiefsinnigen Gedichtes. Aber wie geht diese Erziehung vor sich? was ist ihr Ziel und was erblicken wir endlich als den wahren Hintergrund und Kern des Ritterthums? Die Welt, mit ihren Kämpfen und Abentheuern, ist nur ein Durchgang, eine Schule, deren Staub man eilig von den Schwingen der Seele abzuschütteln hat. Nicht in der Welt, nicht in der Bewegung der Geschichte, sondern in der mönchischen Einsamkeit, in der Zurückgezogenheit von der Welt findet der Ritter seinen wahren Beruf, dessen Lohn und Vollendung ihm erst der heilige Gral und die mystische Gemeinschaft der Tempeleisen gewährt: einer Gemeinschaft, die uns schon durch ihren Namen an jene geistlich-weltlichen Orden der Tempelritter u. A. erinnert, die damals in Blüthe waren und die auf eine sehr glückliche Weise dies zwiespaltige Wesen jener Zeit repräsentiren. — Was den Parcival betrifft, so würde uns eine nähere Zergliederung des Gedichtes, so ergiebig für unsern Zweck dieselbe auch sein möchte, doch zu weit abführen; wir müssen uns daher begnügen, diejenigen unsrer Leser, denen die Werke des Wolfram von Eschenbach selbst nicht zugänglich sind, hier auf die Einleitung seines Herausgebers (K. Lachmann, 1833), die Anmerkungen seines Uebersetzers (Leben und Dichten Wolframs von Eschenbach von San Marte A. Schulz. 1836) und vornämlich auf die bezüglichen Abschnitte bei Gervinus, I. 241. 356. 358 zu verweisen,

an welchem letztern Orte man eine Analyse dieses, für die Anschauung des Mittelalters so ungemein wichtigen Gedichtes findet. Noch ausführlicher ist diese Analyse bei Rosenkranz, Poesie des Mittelalters, S. 293 — 300.

Man erinnere sich ferner an die ganze Auffassung, welche die Liebe von Seiten der mittelalterlichen Dichter erfährt. Freilich bildet die Liebe recht eigentlich den Stoff und Kern des Minnegesanges. Durch sie namentlich, die dem Geistlichen verwehrt war, unterscheidet er sich von der Dichtung der vorgehenden Epoche und mit Recht daher führt er von ihr den Namen. Allein mit Ausnahme einzelner Stellen bei Herbert von Fritzlar, Nithart und einigen Andern (vgl. Gervinus I, 311), in welchen die Liebe rein materiell, von der sinnlichsten Seite aufgefaßt wird und wo die Dichter sogar derbe Nacktheiten nicht scheuen — welch eine sentimentale Liebe ist das, in der die Minnesänger sich wohl fühlen! welch eine abstracte Verehrung, welch abgöttischer Dienst der Frauen, denen, gleich jenseitigen, überirdischen Wesen, der Poet sich nur von fern, demüthig, mit Seufzen und Winseln zu nahen wagt! Auch hier ist eine völlige Umkehrung der wahren und natürlichen Sachlage. Der Mann, statt mit starkem Arm die Frau an sich herauf zu ziehen, der Herr und Lenker ihres Schicksals, schaut vielmehr zu ihr, als einer Herrin, demüthig hinauf; statt sie getrost ans Herz zu pressen, rutscht er auf den Knieen an sie heran, als hätt' er eine Gottheit anzubeten. „Die Weiber" sagt Gervinus I, 315 „sind hier Männer in der Liebe, die Männer sind Weiber." Jeder sieht schon, welch ein Faden von diesem Weiberdienst des mittelalterlichen Minnelieds zu dem gleichzeitigen Cultus der christlichen Maria hinüberreicht: vgl. Gervinus I, 134. 438 fgg. 442 fgg.

und Graesse, a. a. O. II, 2, 2, 919 fg. Daß übrigens dieser überschwängliche, mondscheinhafte Frauendienst in Wirklichkeit wohl ein wenig irdischer gewesen ist und daß die Ritter recht wohl verstanden, die jenseitige Stellung des Weibes benöthigtenfalls in ein ergötzliches Diesseit zu verkehren, das wissen wir, Theils aus Stellen, wie die oben bezeichneten des Nithart u. s. w., Theils aus dem, was die Geschichte über die lockern Sitten jener Zeit berichtet, allerdings recht wohl. Aber das war es und das eben ist die Sache, daß das Mittelalter mit der Praxis überall viel weiter war und viel tiefer in der Weltlichkeit steckte, als es selbst theoretisch wußte und in seiner Poesie aussprechen konnte. Nur allmälig und in Phasen, die wir sehr wohl einzeln verfolgen können: in dem Verhältniß zur umgebenden Natur, im Genuß des schönen Maien und der ländlichen Freude, im Zusammensein mit wackern Gesellen beim kühlen Trunk, und endlich und allmälig im Verhältniß der Geschlechter, in dessen Darstellung die materielle, irdische und die sentimentale, in das Religiöse übergehende Richtung sich immer schärfer absondern, dämmert das Bewußtsein der neuberechtigten Weltlichkeit auf. Allein bis zur Auffassung derselben in denjenigen Phasen, wo die eigentliche Durchdringung und Versöhnung der irdischen und außerirdischen Gegensätze vor sich geht, bis zum Bewußtsein also über die politische Ordnung und den Staat, dieses irdische Dasein Gottes, sind sie gar nicht gelangt. Und daher haben sie keine politische Poesie.

Und doch findet in der That eine Beziehung zwischen der Poesie des Mittelalters und den politischen Verhältnissen statt. Zwar nicht zur politischen Poesie konnten die Minnesänger es bringen, aber doch brachten sie es zu einer höfischen; sie konnten nicht politische Dichter werden — und also wurden sie Hofdichter. Unsre Leser werden vermuthlich meinen, daß daran eben nichts zu verwundern und nichts zu erklären sei. Denn gar nicht zu gedenken der gelehrten Poesie des siebzehnten Jahrhunderts, welche, wie wir im Verlauf dieses Aufsatzes noch sehen werden, ganz denselben Uebergang zur Hofpoesie machte, so fehlt es ja unserer eigenen Zeit nicht an Beispielen solcher Dichter, die zu politischer Poesie den Anlauf nahmen und als Hofdichter endeten. In der Regel pflegt man dergleichen dem Wankelmuth der menschlichen Natur und der Unwiderstehlichkeit zuzuschreiben, mit welcher der Sonnenblick fürstlicher Gnade wirkt. Mit wie viel Recht oder Unrecht diese Erklärungsweise auf die neuesten Erscheinungen dieser Art angewendet werden darf, das wagen wir hier nicht zu entscheiden. Im Ganzen bleibt es immer gerathener, historische Erscheinungen auch historisch zu erklären und die theologische Lehre von der Erbsünde nicht zum Rang einer historischen Kategorie zu erheben.

Wie gerade die Ritterpoesie dazu gekommen ist, einen höfischen Charakter, einen Charakter künstlicher Glätte, formaler Convenienz, eleganter Courtoisie anzunehmen, erklärt sich leicht. Es war die nothwendige Folge der schiefen und innerlich hohlen Stellung, in die sie durch den Mangel an Bewußtsein und klarer Einsicht in sich selbst gerathen war. Daß eine Poesie dieser Art sich dahin drängt, wo von jeher der Sammelplatz der

Hohlheit und der leeren Convenienz gewesen, an kleine und große Höfe, das ist ganz natürlich. Aber die Dichter selbst trieb noch ein ganz besonderes persönliches Motiv. Erinnern wir uns noch einmal an die Entstehung der Lehnsverhältnisse, als der politischen Grundlage der mittelalterlichen Ritterschaft. Ihre Entstehung liegt bekanntlich in den Gefolgschaften, deren schon Cäsar und Tacitus Erwähnung thun, und die, mit den Veränderungen natürlich, welche die wachsende Ausdehnung der Verhältnisse von selbst herbeiführte, fortdauernd das Urbild zu allen Gestaltungen der deutschen Lehnsverhältnisse abgegeben haben. Dies Verhältniß ist ursprünglich ein rein persönliches; es ist das Verhältniß des Heerführers, des Herzogs, zu den einzelnen Gliedern seiner Gefolgschaft, denen er ein theilweises, beschränktes Anrecht an das eroberte Land verleiht und dafür ihre persönliche Dienstleistung empfängt. Dies ursprüngliche persönliche Verhältniß, wonach die Ritter nichts anders als die Mannen, die Leute ihres Herzogs sind, die von ihm ihren Unterhalt empfangen, kommt, in einer interessanten Parallele, in der höfischen Stellung des Minnegesangs und dem Herandrängen der Dichter an die Höfe der Fürsten wieder zum Vorschein. Die Dichter, meist unbegüterte Edelleute, bilden gleichsam die kleine, poetische Gefolgschaft ihres Fürsten. Sie empfangen von ihm Lohn und Unterhalt, die „Miete", die sie nicht als ein Almosen erbetteln, sondern als ein Recht ihres Standes in Anspruch nehmen. Dafür singen sie das Lob ihres Fürsten, rühmen seine Freigebigkeit, stellen ihn hoch über alle andern Fürsten und fügen zu dem Glanz der Hofhaltung den muntern Klang ihrer Gesänge. Sie machen es auch geradezu wie Soldaten, die ihren Sold nicht ordentlich empfangen: wenn sich

ein Fürst nicht freigebig genug erweist, so verlassen sie ihn, sie desertiren vom Einen zum Andern; der reichste Mann „der die Hände durchlöchert hat," der üppigste Hof hält sie am Längsten fest. Es sind die Condottieri der Poesie. — Hier also tritt gerade das Gegentheil von dem ein, was wir oben bei den halbwegs historischen Gedichten der Geistlichen zu bemerken hatten. Die Geistlichen waren ohne alles persönliche Verhältniß zur Politik — die Minnesänger dagegen fassen von den öffentlichen Zuständen nur das Persönliche auf: nämlich erstlich die Politik nur in der Person (und weiter reicht ja auch noch heut der Blick der meisten Menschen nicht) des Fürsten — und wiederum zu dieser Person nur ihre eigene persönliche Beziehung. Also ob die Fürsten sich „mild" oder „arg",*) freigebig oder geizig erzeigen, ob sie die edle Sangeskunst verehren oder verachten, ob sie den Dichtern freundliche Stätte bei sich bereiten oder sie zu mühseliger Wanderschaft nöthigen, das sind die vielbeliebten Themen ihrer Lieder, das sind die Gesichtspunkte, aus denen sie die Fürsten beurtheilen. Ja es muß ausgesprochen werden, so herb es klingt und so unzufrieden die eigensinnigen Freunde des Mittelalters damit sein werden: dieser Faden allein, gedreht aus Hunger und Bedürftigkeit, ist das Band der Vermittlung zwischen der ritterlichen Dichtung und den öffentlichen Verhältnissen. Um diese Angel drehen sich die Lob- und Straflieder, mit denen sie bald den milden Fürsten preisen, bald den unmilden züchtigen. Frei-

---

*) Ueber den genaueren Begriff der mittelalterlichen Milde und ihren Gegensatz, die Argheit (milde und erge), siehe Gervinus in der Selbstanzeige seiner Gesch. der deutschen Nat. Literatur: Kl. historische Schriften, p. 582 fgg.

lich, es hört sich gut an: die Minnesänger richteten Lob- und Straflieder an ihre Fürsten. Allein sehen wir nur etwas genauer zu: nicht mit politischen Principien, sondern mit persönlichen Angelegenheiten, nicht mit der Stellung der Parteien, sondern mit der bestmöglichen Stellung der Poeten, nicht mit Freiheit, Recht und Ordnung, sondern mit Geld, Speise und Kleidern haben diese Dichtungen zu thun. — Und wenn auf diese Art einzelne Höfe wie die zu Thüringen (unter Landgraf Hermann) und zu Oesterreich (unter den babenbergischen Herzogen: s. Koberstein p. 91 Note 3, wo genauere Citate) um ihrer Freigebigkeit willen berühmt geworden sind, so erfahren wir dagegen an Rudolf von Habsburg, der ein zu guter Wirth war, als daß er sich der fahrenden Dichter angenommen hätte, *) und an der mißlichen Stellung, welche er in den Liedern seiner Zeitgenossen einnimmt (sie sind von A. W. v. Schlegel in Friedrich Schlegel's deutschem Museum I, 289 ff. gesammelt: doch versäume man ja nicht, daneben Gervinus II, 10. 11 zu vergleichen), was es auf sich hatte, durch Unmilde den Zorn der Dichter zu erregen, und wie sehr alle andern Regententugenden, Kraft, Thätigkeit, politische Umsicht, in den Augen jener Sänger nichts galten, wenn die Hauptsache fehlte, die Freigebigkeit, welche nach ihrer Meinung unter allen Eigenschaften eines Fürsten die erste und nothwendigste war. — So unwürdig uns nun auch dies Verhältniß vorkommen mag und so

*) Rudolf zog die Hofnarren den Hofdichtern vor; das macht seinem Geschmack und gesunden Urtheil Ehre. Gervinus, II, 328: „Selbst jener ernsthafte Rudolf I., der zuerst die deutschen Hofsänger von sich entfernt hatte, ist einer der ersten deutschen Fürsten, in dessen Umgebung man einen eigentlichen Hofnarren findet."

wenig wir die Perspective auf die Geschichte billigen können, die nur von den Bedürfnissen des Magens ausgeht und nur auf den Geldsäckel des Fürsten gerichtet ist, so wenig Anstößiges hat die Zeit selbst darin gefunden. Nirgend hört man eine Stimme, die etwa dies Treiben gemißbilligt hätte. Die Dichter selbst, wie wir schon anführten, reden von ihrer bettelhaften Stellung nichts weniger als heimlich und verschämt, im Gegentheil, sie heischen diese Gaben als ein Recht, das ihrem Stande gebührt, und als ein Ding, durch dessen Annahme nicht sie, wohl aber durch dessen Verweigerung die Fürsten verunehrt werden. Schon diese Naivetät spricht dafür, daß hier etwas mehr, als bloße sittliche Schwäche, nämlich historische Motive, wie wir sie versucht haben nachzuweisen, zu Grunde liegen. Noch gewisser wird dies durch den Umstand, daß selbst so großartig tüchtige, so durchaus sittliche und reine Naturen, wie Walter von der Vogelweide, an diesem Verhältniß durchaus keinen Anstoß nehmen. Auch von Walter von der Vogelweide wird die Milde oder Unmilde der Fürsten häufig und mit voller Unbefangenheit besungen. Er nimmt da kein Blatt vor den Mund; er versteht auch zu fordern und zu nehmen: getragene Kleider stehen ihm nicht an, ja einmal sagt er rund heraus:

„Da ich stets mit Furchten bat, da will ich nun gebieten,
Ich sehe wohl, daß man Herrengut und Weibesgruß
Gewaltiglich und ungezogenlich erwerben muß."

Siehe Uhland's Walter von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter, 1822, p. 81. Zusammengestellt findet man die zahlreichen derartigen Gedichte Walters im zweiten Bande der vortrefflichen Simrock-Wackernagelschen Uebersetzung des Walter, wo sie, zugleich mit seinen eigentlich politischen Gedichten, unter der Ueberschrift

„Herrendienst“ einen eignen Abschnitt bilden, zu dem Wackernagel in den Anmerkungen einen ausführlichen, den Dichter trefflich erläuternden Commentar gegeben hat. Auch bei Uhland, a. a. O. 42. 44. 82 u. s. f. wird dies Thema mehrfach erörtert. — In Summa: die ganze Zeit war nun einmal von der Art, daß eine großartigere und wirklich politische Auffassung der öffentlichen Verhältnisse nicht in ihr lag; wenn überhaupt, so war es nur die allerpersönlichste Weise, in der diese Verhältnisse in das Bewußtsein der Sänger und somit in die Dichtung traten. *)

Allein wie wir schon vorhin erinnerten, daß es auch in diesem Zeitalter in der Praxis des Lebens wohl einzelne bevor-

*) Vielleicht interessirt es unsre Leser, auch von dieser, in der That sehr eigenthümlichen Gattung der mittelalterlichen Dichtung durch einige Proben eine Anschauung zu gewinnen. Wir wollen also zwei dieser Lieder hersetzen. Das erste ist von Walter von der Vogelweide, nach der Simrockschen Uebersetzung: II, 45. Es ist an König Friedrich gerichtet; die Bitte, die er darin ausspricht, blieb endlich nicht unerfüllt: a. a. O. p. 47. Das Andere ist ein bittrer Spruch Meister Stolle's auf Rudolf von Habsburg, dessen auch Gervinus an der oben citirten Stelle Erwähnung thut; wir haben ihn aus Wackernagel's Lesebuch, I, Sp. 689 entlehnt.

* * *

Schirmvogt von Rom, Apuliens König, habt Erbarmen,
Daß man mich bei reicher Kunst so läßt verarmen,
Gerne möcht' ich, könnt' es sein, am eignen Herd erwarmen.
    Hei! wie lustig wollt' ich von den Vöglein singen,
Von den Blumen auf der Heide, wie vor Jahren schon:
Gäb mir ein schönes Weib dann süßen Minnelohn,
Ließ ich ihr Lilien und Rosen aus den Wangen dringen.
    Nun komm' ich spät und reite früh: Gast, weh dir, weh!
Da mag der Wirth wohl singen von dem grünen Klee:
Die Noth bedenket, milder Herr, daß eure Noth zergeh'.

zugte Persönlichkeiten gab, die durch das klare Bewußtsein, welches sie sich über ihre Zeit und den wahren Inhalt ihres eignen Handelns erworben hatten, in gewissem Sinne über der Zeit selbst standen; so fehlt es auch unter den Dichtern dieser Epoche nicht an Einzelnen, die sich über die nächste persönliche Rücksicht zu erheben und durch die Schale des höfischen Gedichts, des persönlichen Lob- und Straf- und Bettelliedes, zum Kern wirklicher politischer Dichtung vorzubringen wußten. In einzelnen zerstreuten Zügen werden wir dies an mehren Dichtern, wie z. B. an Reinmar von Zweter (Hagen a. a. O. II, 175—

***) Der Künic von Rôme engît ouch niht, und hât doch küniges guot.
ern gît ouch niht: erſt waerlich rehte alſô ein löu gemuot.
ern gît ouch niht: erſt kiusche gar.
ern gît ouch niht, und iſt doch wandels eine.
ern gît ouch niht; er minnet got, und êret reiniu wîp.
ern gît ouch niht: ezn wan nie man ſô vollekommenen lîp.
ern gît ouch niht: erſt ſchanden bar.
ern gît ouch niht: er iſt wîs und reine.
ern gît ouch niht: er rihtet wol.
ern gît ouch niht: er minnet triuwe und êre.
ern gît ouch niht: erſt tugende vol.
ern gît ouch leider nieman niht: waz ſol der rede mêre?
ern gît ouch niht: er iſt ein helt mit zühten vil gemeit.
ern gît ouch niht, der künc Ruodolf, ſwaz jeman von im ſinget oder geſeit.

Man sieht wohl aus dieser pikanten Zusammenstellung von Rudolfs anderweitigen Tugenden mit dem Laster seiner Unmilde, worauf es in den Augen des Dichters eigentlich ankam: mag er weise und rein, fromm und gerecht, tapfer und klug sein, immerhin, der Refrain bleibt doch immer — er giebt nichts! und was man auch von ihm singen und sagen mag, am Ende heißt es doch immer: er giebt nichts. — Ueber den Verfasser dieses Spruchs, den Meister Stolle, vgl. Hagen's Minnesinger, IV, 706, und Gervinus, a. a. O. II, 11. Seine Gedichte s. bei Hagen III. 3—10.

221. III, 468 [a.] IV, 492—510. 758. Gervinus, I, 461 ffg. vgl. 307. 312. II, 41 fg. Proben giebt Wackernagel, a. a. O. 681—688) gewahr. Allein die Gunst der Zeit hat uns auch die Werke desjenigen Dichters vollständig bewahrt, der, wie er überhaupt, selbst nach dem Zeugnisse seiner Zeitgenossen, den ersten Preis unter den mitlebenden Dichtern davon trug (siehe Gottfried von Straßburg, im Tristan, V. 47. 49 ff. Hagen'sche Ausgabe, I, 67. 68.), so auch ins Besondere für die politisch-poetischen Versuche des Mittelalters unübertroffen und unvergleichlich, das Muster seiner und wollte Gott, jeder folgenden Zeit! dasteht. Wir meinen den schon oben genannten Walter von der Vogelweide. Seinen ausgezeichneten Verdiensten gegenüber erscheint es nur als eine Gerechtigkeit des Schicksals, ja als eine wohl gelöste Pflicht der Nachwelt, daß gerade dieser Dichter, dessen Werke „in den Händen jedes guten Deutschen sein sollten" (Gervinus I, 310) auch in unsrer Zeit die aufmerksamste Beachtung, die liebevollste Pflege, die vollständigste und gründlichste Herausgabe, Erläuterung und Darstellung gefunden hat. Uns bleibt nach dem, was neuerdings von Uhland, Lachmann, Simrock, Wackernagel, Gervinus und Hagen*) über ihn berichtet und gesagt worden ist, nichts übrig als nur auf diese, nach den verschiedenen Zwecken und Standpunkten ihrer

---

*) Die früheren Bemühungen um Walter von der Vogelweide, seit Bodmer (1748) findet man bei Jördens, im Artikel Minnesinger, III, 653—655 zusammengestellt; vgl. Uhland in der Vorr. der schon gedachten Schrift, p. V—VII. Am Vollständigsten bei Gräffe, a. a. O. p. 991. 992. Gervinus charakterisirt ihn I, 306—310. Seine Gedichte stehn in der Hagen'schen Sammlung I, 222—279. III, 321—325. Vgl. ibid. p. 451. 468 [i.] 468 [dd.] Einzeln herausgegeben sind sie durch Lachmann, Berlin 1827.

Verfasser allerdings verschiedenen, aber insgesammt trefflichen und erschöpfenden Arbeiten zu verweisen. Besonders ist die kleine Schrift von Uhland ein rechter Edelstein: was bei Lobschriften nicht oft geschieht — man kann zweifeln, wem diese Schrift zur größern Ehre gereicht, ob dem, über den, oder dem durch den sie geschrieben ist; aber zur Ehre gewiß gereicht sie Beiden. —

Wir wollen hier nur eine Stelle von Uhland (pag. **4.**) anführen: „Walter von der Vogelweide hat nicht seine Persönlichkeit in der alten Heldensage des deutschen Volkes untergehen lassen, noch hat er seine Kunst den Ritter- und Zaubermähren vom heiligen Grabe, von der Tafelrunde u. s. w. zugewendet, sondern er hat die Gegenwart ergriffen. Und hierbei hat er wieder nicht bloß den Mai und die Minne gesungen, vielmehr ist er gerade der vielseitigste und umfassendste unsrer älteren Liederdichter, er behandelt die verschiedensten Richtungen und Zustände der menschlichen Seele, er betrachtet die Welt, er spiegelt in seinem besondern Leben das öffentliche, er knüpft seine eigenen Schicksale, wenn auch in sehr untergeordnetem Verhältniß, an die wichtigsten Personen und Ereignisse seiner Zeit."

Und eine andere von Gervinus, a. a. O. **309. 310**: „Ein Bewunderer der Milde und Freigebigkeit, mißbilligt er das wirre Gedränge an Landgraf Hermann's Hof; ein deutscher Mann nicht, weil ihn der Zufall auf diese Scholle geworfen hatte, sondern weil ihn seine Weltkenntniß und Wahl auf die biedere Nation zurückwies *), tritt er mit Heftigkeit und Bitterkeit gegen die Herrenlosigkeit, die Unordnung und Schwäche des

*) Simrocks Uebersetznng, I, p. 32:
Lande hab' ich viel gesehn,
Nach den Besten blickt' ich allerwärts:

Reichs: vertheidigt dessen Unabhängigkeit von der Kirche und trotzt dem Banne mit Christus Lehre: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott was Gottes ist. Mit Kraft und Zorn tritt er gegen das Pfaffenwesen, die Gleisnerei und Weltlichkeit der Geistlichen, gegen das Unwesen des römischen Hofs auf, sonst aber treu der Kirche, ein frommer und heiliger Mensch... Von keinem Dogmaist er beschränkt, Christ, Jude und Heide gilt ihm gleich, wenn er dem Einen dienet. Die Werke, nicht die Worte sind ihm werth; er predigt die Kreuzfahrt und er macht sie, und weigert selbst den Erzengeln seinen Preis, wenn sie der Christenheit sich nicht annehmen wollen, da sie die Macht dazu haben."

Zum Schluß dieses Abschnittes wollen wir auch von seiner politischen Poesie eine Probe geben. Wir bedienen uns dazu der Simrock-

---

Uebel möge mir geschehn,
Wenn sich je bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch:
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutsche Zucht geht über Alle.

Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis an der Ungern Land,
Da mögen wohl die Besten sein,
Die ich irgend auf der Erden fand.
Weiß ich recht zu schauen
Schönheit, Huld und Zier,
Hilf mir Gott, so schwör' ich, sie sind besser hier
Als der andern Länder Frauen.

Züchtig ist der deutsche Mann,
Deutsche Fraun sind engelschön und rein;
Thöricht, wer sie schelten kann,
Anders wahrlich mag es nimmer sein:
Zucht und reine Minne,
Wer die sucht und liebt,
Komm in unser Land, wo es noch beide giebt;
Lebt' ich lange nur darinne!

schen Uebersetzung und wählen, den Verhältnissen dieses Aufsatzes gemäß, solche Stücke, die besonderer historischer Erläuterungen am Wenigsten bedürfen.

Zuerst eine Ermahnung an die Fürsten, die ein herrliches Zeugniß von der männlich freien Stellung giebt, welche Walter ohne Rücksicht auf Lohn und Miethe, auch gegenüber den Großen dieser Welt zu behaupten wußte, und wie wohl es ihm steht, ein Sprecher der Nation zu sein:

Ihr Fürsten, adelt Euer Herz durch reine Güte,
Seid gegen Freunde sanft, vor Feinden traget Hochgemüthe,
Stärkt das Recht und danket Gott der großen Ehren,
Daß Gut und Blut so Mancher muß zu Euren Diensten kehren;
Seid mild, friedfertig, laßt Euch stets in Würde schauen,
So loben Euch die reinen, süßen Frauen;
Scham, Treue, Milde, Zucht sollt Ihr mit Freuden tragen,
Minnet Gott und schaffet Recht, wenn Arme klagen,
Glaubt nicht, was Euch die Lügenbolde sagen,
Folgt gutem Rath, so dürft Ihr auf das Himmelreich vertrauen.

Sodann ein Strafgedicht an den Papst (p. 12. a. a. O. II,80.):

Fluch und Segen.*)

Herr Papst, ich fürchte mich noch nicht,
Denn ich gehorch Euch, wie es Pflicht.
Wir hörten Euch der Christenheit gebieten
Dem Kaiser unterthan zu sein,
Wir sahn Euch ihm den Segen leihn,
Daß wir ihn heißen Herr und vor ihm knieten.
Gedenkt auch Eures Spruches,
Ihr sprachet: wer Dich segnet, sei
Gesegnet, wer Dir fluchet, der erfahre
Das Vollgewicht des Fluches:
Um Gott, bedenkt, ob sich dabei
Der Pfaffen Heil und Ehre wohl bewahre?

Und ebenso das Folgende (p. 24.):

---

*) Die Ueberschriften rühren von Simrock her: vgl. Wackernagel's Anmerkung zur Vorr. der Uebers. I, XII.

Zwei Zungen.

„Gott giebt zum König, Wen er will!"
Das glaub' ich gern und schweige still:
Uns Laien wundert nur der Pfaffen Lehre;
Was sie vor Kurzem uns gelehrt,
Wird nun in's Widerspiel verkehrt:
Nun thut's um Gott und Eure eigne Ehre
Und sagt, bei Eurer Treue,
Mit welchem Wort Ihr uns betrogt.
Beweiset uns das Eine recht von Grunde,
Das Alte oder Neue:
Gewiß ist, daß Ihr Eines logt:
Zwei Zungen stehen schlecht in Einem Munde.

Aus den Händen der Ritter kam die Dichtung in die Hände des Bürgerstandes; auf die Minnesänger folgen die Meistersänger, auf Tristan und Parcival Eulenspiegel und der Pfaff von Kalenberg.

Damit hatte sich der Entwicklungsgang der Weltlichkeit vollendet. Wie auf die Geistlichen, die von der Welt völlig abgekehrten, die Uebergangsstufe des Ritterthums gefolgt war, in welchem wir eine Art weltlichen Mönchthums kennen gelernt haben, so auf diese halbe, gewissermaßen vor sich selbst verhüllte, gegen sich selbst mißtrauische Weltlichkeit folgte nun im Bürgerstand das volle, selbstzufriedene Regiment des Weltlichen. Statt auf die idealen Grundlagen des ritterlichen Standes, auf die Schwärmerei der Liebe, des Glaubens und der Ehre, hatte der Bürger, dieser Träger des Handels und des gewerblichen Verkehrs, seine Existenz vielmehr auf die solide Basis der irdischen, leiblichen Güter, auf Reichthum und Besitz gebaut. Er hatte keinen idealen Hintergrund, aber er brauchte und darum auch begehrte er ihn nicht. Er regierte die Welt durch die Welt. — Bei dieser Lage der Dinge war für das Ritterthum begreiflicher Weise kein Raum mehr. Die Weisheit

dieser Welt, die kleine schlaue Praxis der Wirklichkeit, trug den Sieg davon über die glänzenden Illusionen des ritterlichen Lebens. Gewandtheit trat an die Stelle der Tapferkeit, Thätigkeit wog die Thaten auf, ein nüchterner, bedachter Sinn, der sich auf das Kleinste und Nächste concentrirt, überholte in seiner geräuschlosen, still ausharrenden Stetigkeit die weit ausschweifende, abentheuerliche Zerflossenheit der Ritter. So geschah es, daß mitten aus dem Verfall des Reiches (denn mit dem Ritterthum, das seine Stütze gewesen war, mußte auch das Reich selbst zerfallen) und unberührt, ja im Gegentheil gefördert durch die Zerrüttung der größeren politischen Verhältnisse, der Bürgerstand sich in üppigem Wohlstand erhob. Durch ihn wurden die Städte der wahre Mittelpunkt, Handel und Gewerbe die Adern des deutschen Lebens. Selbständig, als wären sie eigne politische Mächte, schlossen die Städte Bündnisse und Verträge, führten Kriege und Fehden und schlugen oft sogar die Ritter und Fürsten aus dem Feld. Und wie die Städte auswärts zu Bündnissen und Verbrüderungen zusammentraten, so in ihrem Innern selbst traten die einzelnen Kreise der Bürgerschaft gleichfalls in Corporationen und Innungen zusammen, und gaben durch diese sich stufenweis wiederholende massenhafte Geschlossenheit, gegenüber der Auflösung des Reichs und der Zersplitterung des Ritterstandes, dem Bürgerstande ein unausbleibliches Gewicht. Vor Allem aber herrschten die Bürger durch ihr Geld: wie die Ritter ihre Edelsitze, so mußten die Könige ihre Kronen an sie versetzen, und Karl der Fünfte selbst, dieser Herr der Erde, in dessen Staaten die Sonne nicht unterging, mußte seinen Namen im Schuldbuch der Fugger sehen.

Mit dieser Hegemonie des deutschen Lebens überkam der Bürgerstand nun auch nothwendig die der Poesie. Denn dies

ist die allgemeine Ordnung der Natur: immer nur da, wo der Baum zur Frucht ansetzt, entfaltet sich auch die Blüthe; nur wo der Same der Geschichte reift, öffnet sich auch die Knospe der Poesie. Wir meinen dies: nur jedesmal diejenigen Völker und, in dem einzelnen Volk, diejenigen Kreise der Gesellschaft, innerhalb deren das geschichtliche Leben sich concentrirt und die die Grundlage bilden für die praktische Bewegung ihrer Zeit, vertreten und beherrschen auch zugleich die Dichtung. — So sahen wir zuerst, wo der deutsche Geist sich ausschließlich mit Aneignung des Christenthums beschäftigte und wo das Herz der deutschen Geschichte nur in der Sphäre der geistlichen Interessen schlug, auch die Poesie in den Händen und unter dem streng herrschenden Einfluß der Geistlichen. Sodann in der folgenden Epoche, als gegen diese einseitige Herrschaft des geistlichen Elements allmälig die Reaction der Weltlichkeit eintrat und unsre Geschichte aufs Neue ein bewegteres und kriegerisches Ansehn gewann, sahen wir dieselben Ritter, die auf den Schlachtfeldern der Geschichte kämpften, mit den rauhen kriegsgewöhnten Händen auch die Blume der Dichtung pflegen. Dies Gesetz erfüllt sich nun auch hier beim Bürgerstand: und so müssen die Ritter mit dem Gewicht der politischen Geltung und dem Besitz der materiellen Güter auch den Preis der Sangeskunst an die Bürger überlassen.

Es läßt sich voraussehen, daß auch dieser Uebergang nicht plötzlich und mit Einem Mal, sondern allmälig und beinahe unvermerkt geschah. Wir haben schon ein Beispiel dieser Art gehabt. Wir sahen bereits da, wo sich die Weltlichkeit in der Form des abstracten historischen Interesses zuerst in die Dichtung der Geistlichen einschwärzte, diese beiden Elemente eine Zeitlang ruhig neben einander gehen; ja wir sahen sogar, wie durch die

ganze ritterliche Dichtung noch immer ein Faden der geistlichen sich fortspinnt. Etwas Aehnliches geschieht auch hier. Die bürgerliche Dichtung, indem sie auf der einen Seite, nämlich als Schwank und im satyrischen Gedicht, allerdings reinweg die Weltlichkeit vertritt, setzt gleichzeitig auf der andern Seite auch den Minnegesang noch fort. Denn daß der Meistergesang nichts Anderes ist, als der, von seinem ritterlichen Athem verlassene, conventionell gewordene Minnegesang, das ist jetzt, nachdem zuerst Jakob Grimm (in seiner Schrift: Ueber den Altdeutschen Meistergesang, 1811) die frühere irrthümliche Ansicht von einer getrennten gleichzeitigen Existenz des Meister- und Minnegesanges widerlegt hat, eine allbekannte und unbestrittne Sache. Diese Hälfte der bürgerlichen Dichtung war also mehr ein bloßes Erbe der Vergangenheit, als daß sie die Gegenwart lebendig repräsentirte. Die wahre Dichtung der Zeit dagegen haben wir auf der andern Seite der bürgerlichen Poesie zu suchen; im Schwank, dieser naiven Darstellung der Weltlichkeit, und dem satirisch didaktischen Gedicht, welches, aus dem Standpunkt der Reflexion, gleichfalls den Weltlauf, wie er ist, zum Inhalt hat. Hier auf diesem Felde des gemeinen Lebens, auf das zum Theil auch schon die höfische Poesie, sowohl in Nithart und Aehnlichen (s. Gervinus, I, 311 und II, 329) als im Allgemeinen in der didaktischen Richtung hingelenkt hatte, welcher auch sie sich ergab, waren die bürgerlichen Dichter zu Hause. Diese kleinen beschränkten Aufgaben der nächsten Wirklichkeit, dieses Spiegelbild des gemeinen Weltlaufs mit seinen drolligen Zufälligkeiten, seinen Irrungen und Thorheiten, diese Schelmen- und Ehebruchsgeschichten, diese Verspottungen der Pfaffen, die sich in Alles mischen, und der armen, hungrigen

Landsknechte, der letzten, traurigsten Karrikatur der Ritter — das war ein Stoff, zu dem die bescheidenen Talente und Tugenden, welche die gewerbliche Thätigkeit der bürgerlichen Dichter in ihnen entwickeln mußte, eben ausreichend waren. Hier fanden der scharfe kaufmännische Blick, der auch das Kleine durchmustert; die schlaue Sicherheit, die, gleichsam von dem Söller ihres Besitzthums aus, sich den Weltlauf nur zum ergötzlichen Schauspiel dienen läßt und mit gutmüthiger Schadenfreude auf seine wunden Stellen lauert; die bürgerliche Theilnahme für die kleinen häuslichen Zustände; die satte Behaglichkeit, die beim Kruge Wein nach der Arbeit auch etwas Derbes zu lachen haben will — und ebensosehr auf der andern Seite der ernste nüchterne Sinn, die feste, in sich selbst beruhende Gesinnung, die sittliche Tüchtigkeit der Bürger: Alles fand hier eine reiche Befriedigung und einen geeigneten Spielraum, sich poetisch darzustellen.

Weniger freundlich wird das Gemälde dieser bürgerlichen Welt und ihrer Dichtung, wenn wir ihr Verhältniß zur Politik und den Ereignissen der Geschichte ins Auge fassen. Dabei sind zuvörderst hauptsächlich zwei Punkte zu beachten.

Zuerst die Stellung der Städte zum Reich und solchergestalt zur Gesammtheit der deutschen Geschichte. Es ist die Stellung eines egoistischen Particularismus. Erst auf den Trümmern des Reichs hatten die Städte ihre Macht gegründet; sie ließen das Ganze zerfallen, um sich, die Einzelnen, desto leichter emporzubringen. Reichsstädte nannten sie sich: aber nur darum, möchte man glauben, hatten sie unmittelbar das Reich zu ihrem Herrn gemacht, weil sie wußten, daß sie an ihm, dem hinfälligen, kraftlosen Greise, gar keinen Herren hatten. Und so berührten die Schicksale, welche das Reich und überhaupt das

gemeinsame Vaterland betrafen, die Städte wenig. Sie bildeten ebensoviel Staaten im Staate; jede von ihnen hatte ihre eignen Interessen, ihre eignen Bestrebungen und ihre eigne Politik. Auch jenen Bündnissen und Verbrüderungen, welche sie untereinander schlossen, lag einzig der Zweck zu Grunde, diesen Particularismus zu befestigen und zu erleichtern. Es war das Extrem der Weltlichkeit, die, von aller Idee verlassen, von keinem großartigen idealen Gedanken bewegt, nur allein sich selber weiß, will und hat. Wie diese isolirte selbstsüchtige Stellung der Städte auf die politische Gesinnung der Bürgerschaft einwirken mußte, ist klar genug; haben wir doch noch heut zu Tage mit dem unseligen Nachlaß jener Zeit zu kämpfen und wird es dem Deutschen doch noch heut so unendlich schwer, über die angestammte, angeerbte egoistische Spießbürgerlichkeit sich zu erheben.

Wie nun die Städte selbst zur Gesammtheit des Staates, so zweitens hatten auch die Kreise der Bürgerschaft unter sich eine völlig abgesonderte, particulare Stellung. Wir meinen das Innungs- und Gildewesen. Doch nehmen wir billig Anstand, hier näher in diesen Gegenstand einzugehen, weil ja, wie verlautet, die Politiker unsrer Gegenwart zum Theil sehr lebhaft an der Wiederherstellung dieses mittelalterlichen Instituts arbeiten und wir also in die Gefahr kommen würden, mit einem Urtheil über die verrotteten Einrichtungen des vierzehnten Jahrhunderts zugleich die neueste Staatsweisheit unsers neunzehnten zu richten. So viel ist gewiß: will man das Volk auf eine sichere und einschmeichelnde Weise in seiner jetzigen politischen Theilnahmlosigkeit bewahren, will man es abhalten, jemals für das große Ganze des Staats ein Interesse zu fassen, (und allerdings ist das gefährlich, da aus der Theilnahme für den Staat auch

bald eine Theilnahme am Staat hervorgehn würde), so kann man freilich nichts Besseres thun, als daß man jeder Provinz, jedem Stande, jedem Gewerbe gleichsam sein eigenes kleines Schneckenhäuschen baut, lauter kleine Staaten im Staate, einen Trichter, wie Dante's Hölle, von immer engern, immer kleinern, kreisförmig in sich abgeschlossenen Interessen, auf dessen unterstem Grunde die Selbstsucht sitzt und aus dem kein Blick hinaufreicht in das Paradies der politischen Macht. Divide et impera. Man halte nur Jeden auf seinem Mist und bilde ihm ein, der sei die Welt; man lasse die politische Kraft des Bürgers sich nur selbst aufreiben und verzehren in der erbärmlichen Tretmühle der Standes- und Innungsinteressen; man theile nur wacker Privilegien aus und bekämpfe die Freiheit durch die Freiheiten: so wird es mit Volkseinheit und Constitution und Kammern und allen den andern politischen Neuerungen nichts zu sagen haben. —

Diese Gleichgiltigkeit gegen das Allgemeine, zu der jetzt die Einsicht und der gute, unbedenklich gute Wille unsrer Staatsmänner uns wieder zurückgewöhnen will, brachte damals die Entwicklung des Mittelalters, als eine nothwendige, unvollkommene Form ihrer selbst, von selbst mit sich. Wie die Idee des Staats in der Idee der Stadt untergegangen war, so wieder war der Begriff der Stadt unter die Gesichtspunkte der Gilden und Innungen zersplittert. Dies war damals die einzig mögliche und erlaubte Form aller Existenz. Auch die Poesie mußte sich ihr anbequemen. Beinahe ausschließlich von Handwerkern geübt, war sie selbst, in den Stuben der Meistersänger, zum Handwerk geworden, und trat auch äußerlich als ein solches auf. Sie hatte ihre Meister und Gesellen, ihre Innungsrechte und Gebräuche, so gut wie das löbliche Gewerk der Schuster oder

Schneider; worüber man die kurze und übersichtliche Darstellung bei Koberstein, 253—256 und Rosenkranz, a. a. O. 501—503 vergleiche. Auch was Jördens im Artikel Meistersänger (III, 504—515) über diesen Punkt zusammengestellt hat, ist noch jetzt lehrreich und brauchbar; nur hüte man sich übrigens, diesem Artikel noch zu trauen, der, wie alles Frühere, durch das Grimmsche Buch vollständig antiquirt ist. Ueber die Stellung und Bedeutung des Meistergesangs im Allgemeinen s. Gervinus II, 259—286.

Nun vergegenwärtige man sich diese Perspective. Die Städte losgetrennt vom Staat, ohne Theilnahme für die gemeinsamen Angelegenheiten des Vaterlandes, eingenistet nnd eingesponnen in egoistische, kleinliche Interessen; innerhalb der Städte die Bürgerschaft in Gilden, gleichfalls isolirt; die Mitglieder dieser Gilden, die also von der Gesammtheit der politischen Zustände (so zu sagen) schon im zweiten Grade entfernt sind, als Meistersänger zu einer neuen Gilde zusammentretend, die nicht einmal, wie die übrigen Innungen der Handwerker, unmittelbar ein wirkliches Element des bürgerlichen Lebens in sich trägt und auf dem Boden des praktischen Bedürfnisses beruht, sondern nur die Form, die bloße Abstraction einer Gilde ist: und man wird selbst abmessen können, welch Tröpfchen politischer Gesinnung durch die wiederholten Dornhecken dieses städtischen Gradirwerks hindurchsickern konnte, und wieviel, zwischen den reichsstädtischen Gäßchen und Erkern und Giebeln hindurch, von dem freien Himmel der Geschichte in den Singeschulen sichtbar ward.

So erklärt es sich hinlänglich, warum keine von den beiden Richtungen, welche wir vorhin in der bürgerlichen Poesie unterschieden haben, sich zum politischen Gedicht entwickelt hat. Von der einen, dem eigentlichen Meistergesang, als der unmit-

telbaren Uebertragung des Minnegesangs, stand das nach dem, was wir schon aus der ritterlichen Zeit über eine politische Befähigung desselben wissen, überhaupt nicht zu erwarten. Schon damals, wo er, in den Händen der Ritter, noch wirklich lebendig war, hatte der Minnegesang, wie wir wissen, kaum eine andere Beziehung zur Politik gehabt, als diejenige, welche aus der persönlichen Stellung der Ritter zu den persönlichen Vertretern der Politik, den Fürsten, floß: und wir haben gesehen, wie zweideutig diese Stellung, wie locker und inhaltlos diese Beziehung war. Jetzt, wo die Dichtung an einen andern Stand übergegangen war, hörte natürlich diese persönliche Beziehung auf. Zwar versuchten, bis zur förmlichen und allgemeinen Consolidirung des Meistergesangs in Schulen, das heißt bis gegen den Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts, auch einzelne bürgerliche Dichter noch, die fahrende Lebensweise der ritterlichen Sänger nachzuahmen und sich, wie sie, von der Gunst der Höfe zu ernähren, was denn, unter ähnlichen Verhältnissen, eine ähnliche Poesie persönlicher Lob- und Strafgedichte, Klagen über die Unmildigkeit der Fürsten und dergleichen hervorrief, wie in der ritterlichen Zeit. Vgl. besonders über Michel Behaim die ausführliche Darstellung bei Gervinus II, 210 fgg. Aber theils stehen solche Beispiele immer nur vereinzelt und sind mehr als Nachklänge der Vergangenheit, denn als berechtigte Erscheinungen der Gegenwart aufzufassen; theils aber und hauptsächlich hat diese ganze Richtung mit der eigentlichen Geschichte nichts zu thun. Das wird am Sichtbarsten in der Art und Weise, in der sie endlich verläuft: nämlich in den Wappendichtern, Pritschmeistern und Spruchsprechern, denen allen dies Moment gemeinsam ist, daß sie die Poesie, und durch sie

ihre eigene Person, in ein unmittelbares persönliches Verhältniß, ein Verhältniß der Dienstbarkeit und des weltlichen Vortheils, zu den Großen und Mächtigen setzen wollen, also nach der Reihe zu Fürsten, Rittern, Corporationen und einzelnen reichen Bürgern. — Der wahre Meistersänger dagegen saß am eignen Herd, wo er sich von seiner Hände Arbeit nährte; er brauchte die Gunst der Fürsten nicht: und also fielen alle Beziehungen, die sich in der ritterlichen Dichtung auf diesem Verhältniß aufgebaut hatten, hier hinweg. Neue Beziehungen zur Politik aber konnten die Meistersänger, in ihrer siebenfachen gildenmäßigen Einschachtelung, nicht anknüpfen.

Auch wäre für dergleichen neue Beziehungen ohne Frage der Meistergesang das unbrauchbarste Organ gewesen. Wir haben bereits bemerkt, daß er nur ein todtes Erbtheil, die verknöcherte Hülse des Minneliedes war. Sein ganzes Bestreben ging daher auf die Aeußerlichkeit der Form. Die Form aber, die mit Beseitigung des Inhalts nur sich selbst sucht und will, geht eben in diesem einseitigen Streben sich selbst verloren: denn nur der Geist ist es, der Formen schaffen und erhalten kann. So war auch der Meistergesang vor lauter Form formlos geworden. Man sehe nur z. B. die Probe an, welche Gervinus von der „hohen goldnen Weise" des Michel Behaim giebt: II, 277. Note 328. Uns erscheint das jetzt unsäglich geschmacklos: und doch mochte diese „hohe goldne" Weise unter den übrigen „Schwarzdinten-, Strohhalm-, kurze Affen-, abgeschiedene Vielfraß-, Kälber-, wohlriechende Majorans-, heiße Thränen-, harte Tritt-, verschalkte Fuchs-, Apollos Harfen-, starke Straußen-, Zimmtröhren- und andern Weisen (s. Rosenkranz a. a. O. 505.) gewiß keinen kleinen Rang einnehmen. Wie hätte der lebendige Inhalt der Geschichte

sich diesen todten barbarischen Formen anschmiegen können? Da war nur ein Inhalt brauchbar, der für sich gar keinen Anspruch machte. Man hörte diese Gesänge ja nur der Form wegen, jeder an sich bedeutsame Inhalt hätte das Interesse getheilt und dadurch das Wesen des Meistergesangs, als der auf sich selbst capricirten Form, zerstört. Die wackern Meister wußten daher sehr wohl, was sie thaten, indem sie die Geschichte seitwärts liegen ließen und nur allgemein bekannte, leidenschaftlose Stoffe, die biblischen Historien, die Dogmen der kirchlichen Scholastik, kurzum: Stoffe, die keinem Menschen das Blut zum Herzen treiben, als ein weiches, geduldiges Erz unter das künstliche Hämmerwerk ihrer Melodieen brachten.

Ehe möchte man glauben, daß es dem Schwank und namentlich dem satirischen Gedicht, als der eigentlichen und entsprechenden Dichtung jener Zeit, möglich geworden, einen Uebergang zur politischen Poesie zu finden. Allein wir haben schon oben die enge Sphäre bezeichnet, in welcher auch diese Dichtung sich bewegt und in der sie freilich ein treues Spiegelbild des Lebens, aber eben darum auch ebenso beschränkt war, wie dieses Leben selbst. Zwar greift der Satiriker mitunter auch in etwas höher gelegene Kreise über, er versteigt sich auch wohl bis zu Fürsten und Königen und läßt, in seiner Musterung der Stände, auch diese höchsten an sich vorübergehen. Allein mit der Politik hat er darum noch nichts zu thun; sein Standpunkt bleibt immer nur derjenige der moralischen Reflexion. Nicht die Thaten, sondern die Sitten der Großen mustert er und auch diese in einer bescheidnen Allgemeinheit, indem er nirgend an bestimmte Personen anknüpft, sondern nur überhaupt von der Last des königlichen Amtes, den Gefahren und Untugenden des Hoflebens und ähnlichen Gegenständen moralischer Betrachtung spricht.

Interessant ist in dieser Hinsicht auch die Stelle, welche jetzt, sowohl im Schwank, als im satirischen Gedicht, die Geistlichkeit einnimmt. Jener politische Gesichtspunkt, aus dem z. B. Walter von der Vogelweide das Zerwürfniß der weltlichen und geistlichen Macht und die sittliche Verderbniß des Klerus betrachtet hatte, ist den bürgerlichen Dichtern gänzlich verloren gegangen. Diese großartigen Beziehungen liegen für sie zu tief, sie fassen auch hier nur das Nahe und Nächste auf: nur die unmittelbare Stellung des Geistlichen zur Gesellschaft, die schlechten Sitten, die Habsucht und Lüsternheit der Pfaffen, wie sie hier einmal geprellt und dort beschämt werden und wie sie nichts als Unheil und Verwirrung anrichten — darüber klagen, darüber spotten sie. Aber im Ganzen spotten sie mehr, als sie klagen. Denn wenn die historischen Conflicte, welche Walter von der Vogelweide mit politischem Blick auffaßte, mit Recht seine Furcht und seinen Zorn erweckten, so sehen diese dagegen nur die sittlich-gesellschaftlichen. Das Pathos ist dem Humor gewichen: die Geistlichen sind mehr lächerlich als furchtbar, kein Gegenstand mehr der Ode, sondern nur noch der Satire.

Wenn wir nun (wie wir doch wohl müssen, so sehr auch die Erfahrung unsrer Tage, unsre Geschichte und unsre Politik uns darin widerspricht) nur solche Ereignisse, durch welche die Entwicklung eines ganzen Volkes vorwärts rückt, geschichtliche Ereignisse — und ebenso nur die Verhältnisse, in denen wirklich historische Mächte zu einander stehen, politische Verhältnisse nennen und demgemäß nur eine Poesie, welche sich dieser Stoffe bemächtigt, mit dem Namen historischer oder gar politischer Poesie bezeichnen dürfen; so ist in der bürgerlichen Dichtung allerdings keine Spur von politischer Poesie zu finden. Aber auch die Frösche und Mäuse

haben Krieg geführt: und auch diese Kriege haben ihren Homer gefunden. So haben in jenem Zeitalter auch die deutschen Städte, trotz ihrer isolirten und zurückgezogenen Stellung, eine Art von Geschichte; auch in ihren engen, abgeschlossenen Kreisen kommt es zu einzelnen Conflicten, und der Nachhall solcher „Ereignisse" dringt mitunter auch bis in die Stuben der Meistersänger. Zwar an die lombardischen Städte und einen Dichter, wie Dante, dürfen wir dabei nicht denken. Ihren bürgerlichen Fehden lag der große Kampf ihrer Zeit überhaupt zu Grunde; in Deutschland, in den abgesperrten Kreisen unsrer Städte, gehen die Sachen viel einfacher vor sich. Eine Feuersbrunst, ein hochmüthiger Bürgermeister, ein verrannter Paß, ein Raubritter, dem man endlich an den Hals gekommen, ein armer Jude, der kleine Kinder gemordet oder die Brunnen vergiftet haben soll, ja wenn es hochkommt, Krieg und Fehde mit einer eifersüchtigen Nachbarstadt oder irgend einem Fürsten, dem es nach dem Fett der reichen Bürgerschaft gelüstet — siehe da die Weltgeschichte unsrer Städte und die historisch-politischen Stoffe ihrer Meistersänger! — Doch wollen wir unsern Städten damit nichts Böses nachgesagt haben. Welchen Grund hätten wir auch, uns über ihren Begriff von Ereigniß und Geschichte zu erheben — wir, bei denen die Kehlfertigkeit einer Sängerin ein Ereigniß hieß, denen (so sagt man) die Beine einer Tänzerin Weltgeschichte vorgetanzt haben und bei denen neuerdings „die Aufführung der Antigone in die Reihe der Ereignisse tritt?" *)

*) Dies Letztere hat ein Berliner Historiker, Dichter und Philosoph geschrieben: s. Fr. Försters Vorr. zu dem von ihm herausgegebenen Büchlein: Ueber die Aufführung der Antigone u. s. w. Und ge-

Allein auch dies Minimum historisch-politischer Poesie hat die bürgerliche Dichtung wohl nicht ganz aus sich selbst hervorgebracht. So sehr die Meistersänger, im stolzen Bewußtsein ihrer Gildemäßigkeit, den Volksgesang, „die schändlichen Gassenlieder" verachteten (Gervinus II, 264 Note 387), so ist es doch keinem Zweifel unterworfen, daß auch der Meistergesang sich dem Einfluß des Volksgesanges nicht völlig hat entziehen können, am Wenigsten im historischen Gedicht. Denn dies gerade war der Ausgangspunkt des wieder erwachten Volksgesanges; von hier aus breitete die muntre Lerche des Volksliedes ihre Schwingen — kein Wunder, daß sie die Meisterdichtung in ihrem engen Käficht überflog.

Wir haben hier also einige Augenblicke bei der Regeneration des Volksliedes zu verweilen. —

Zuvörderst aber wollen wir hier noch die Erwähnung desjenigen Gedichts einschieben, welches unsre so eben geäußerte Meinung von der politischen Unzulänglichkeit der bürgerlichen Dichtung und ihrer Unfähigkeit, die Geschichte anders als nur in lokaler Beschränktheit und in kleinen, unerheblichen Bruchstücken aufzufassen, anscheinend widerlegt. Es ist dies der Theuerdank, über den sich von Alters her und wohl gar bis auf die neueste Zeit viel lobpreisende Traditionen erhalten haben.

---

wiß mit Recht. Nur das ist bedenklich, daß er hinzusetzt: bei uns. Hat das die Bescheidenheit, der Patriotismus oder — der Schalk hinzugesetzt?

Ein Kaiser, wie Maximilian der Erste, der letzte Ritter, tapfer, klug, gebildet, scheint freilich würdig, der Inhalt eines Gedichts zu sein. Ein solches kaiserliches Leben, sollte man glauben, müßte doch wohl immer ein tüchtiges Stück wirklicher Geschichte enthalten: und daher auch die Dichtung, welche dies Leben verherrlicht, wird der Athem der Geschichte durchwehen müssen. Aber näher angesehen, steht das Ding ganz anders und (um es ehrlich zu sagen) ziemlich kläglich. Maximilians Leben ist reicher an Entwürfen, als an Begebenheiten; es ist mehr Thatlust, als That. Der ritterliche Kaiser selbst (Gervinus nennt ihn den „klein=großen"), bei allem Nimbus, mit dem die neuere Romantik ihn umwoben hat, war im Grunde nur wenig an seinem Platz, wie er das ja selbst, in dem bekannten Witzwort von sich und Papst Julius, naiv genug ausgesprochen hat. Er wußte selbst den politischen Kern seiner Stellung nicht auszubeuten: und so sind denn auch die Ereignisse, die er durch seinen getreuen Melchior Pfintzing im Theuerdank aufschreiben ließ, Alles in der Welt, nur keine politische. Es sind lauter Privatbegebenheiten: Hochzeitsgeschichten, Jagdabentheuer und kleine persönliche Bedrängnisse, in die der gute Kaiser durch Unfall, Arglist und Neid, die allegorischen Träger des Gedichts, verwickelt wird. Das Alles wird kapitelweise, Eins nach dem Andern erzählt; von einer historischen Idee, welche diese einzelnen Abentheuer zusammenhielte, einem politischen Pathos, das sie belebte, ist gar keine Rede. Für den alten Kaiser mag das recht erfreulich gewesen sein, die kleinen Abentheuer seiner Jugend, wie er sich hier einmal auf der Jagd verirrte, wie ihm dort einmal das Roß unter dem Leibe getödtet ward und wie man ihm die Braut, die reiche Maria von Burgund, nicht lassen wollte —

es mag, sagen wir, ihm recht erfreulich gewesen sein, diese kleine Geschichte seines Lebens in guten Meistersängerreimen, prächtig gedruckt, mit schönen Holzschnitten vor sich zu sehen, und man mag es loben, daß er, der der deutschen Geschichte keine Thaten geben konnte, doch wenigstens der Literatur ein Buch schenken wollte. Aber unerheblich bleibt dies Buch darum doch und ist durch die Art, wie es die Geschichte in lauter kleine persönliche Abentheuer zerlegt, vielmehr eine Bestätigung, als eine Widerlegung unsrer Ansicht. Vgl. Gervinus II, 421 fgg. und die neue, sehr tüchtige Ausgabe des Gedichtes selbst, von K. Haltaus, 1836. — Dasselbe was hier vom Theuerdank gesagt ist, gilt auch vom Weißkunig, einem zweiten Gedichte, in welchem Maximilian gleichfalls sein und seines Vaters, Friedrichs des Dritten, Leben verherrlichen ließ: s. Gervinus, a. a. O. und Koberstein, p. 328 in der Note.

Vielleicht endlich erwartet man hier auch den Reineke Fuchs erwähnt zu finden, indem die Erneuerung und namentlich die moralisch-politische Umdeutung, welche die uralte deutsche Thiersage in dieser Zeit erfuhr (der niederdeutsche Reineke, dies Vorbild des späteren Bearbeiters, mag dieser nun Baumann oder Heinrich von Alkmar gewesen sein, erschien zuerst 1498. Vgl. Jakob Grimm's Einleitung zu seiner Ausgabe des Reinhart Fuchs, 1834, und Gervinus I, 102 fgg. 443 fgg.) allerdings mit dem ganzen Charakter dieser Epoche aufs Genaueste zusammenhängt. Allein theils halten diese Erneuerungen ausschließlich den allgemeinen moralischen Gesichtspunkt fest, theils, wo sie, versteckter Weise, auf positive Verhältnisse eingehen, sind diese Verhältnisse wiederum so eng und klein, bloße Hofgeschichten statt Geschichte, so daß Alles, was wir oben

über die politische Beschränktheit der bürgerlichen Dichtung überhaupt gesagt haben, auch vom Reineke Fuchs gilt und es daher einer besondern Erwähnung dieses Gedichts hier wohl nicht mehr bedarf. Vgl. Gervinus II, 402—410.

Wir haben im Früheren das deutsche Volkslied da verlassen, wo es, von den Geistlichen theils verfolgt und theils, als ein Stoff der Kunstdichtung, an sich gerissen, jedenfalls wider den Einfluß der Geistlichen sich nicht behaupten konnte. Aber wir bemerkten auch schon da, daß es, wenngleich in ein unscheinbares Dunkel zurückgetreten und dem Auge des Geschichtsforschers entzogen, darum doch keineswegs aufgehört hatte zu existiren. Nur dies unsichtbare Dasein an den Tag zu legen und sich selbständig, als ein eigenes Element der Dichtung auszuweisen, dazu war in der ganzen literarischen Entwicklung dieses Zeitalters der Volksdichtung kein Raum gegeben. Denn wie wir gesehen haben, so hatte, bedingt durch die Selbstbewegung des Geistes und analog unsrer politischen Entfaltung, auch diese literarische Entwicklung die Stadien der Geistlichkeit, der Ritter und der Bürger zu durchlaufen. Was außerhalb dieser Kreise fiel, das war für die Geschichte jenes Zeitalters so wenig in der Politik, wie in der Literatur vorhanden und konnte daher weder in der einen, noch in der andern zu einer selbständigen Offenbarung seines Daseins gelangen. So wenig daher im Mittelalter der Begriff des Volkes, als eines ganzen, unzertheilten, in Stände und ähnliche fixe Unterscheidungen nicht zersplitterten, so wenig existirt auch eine selbständige Volksdich-

tung; sondern was von derartigen Elementen vorhanden ist, bleibt entweder, eine Saat der Zukunft, im Verborgenen oder es schmiegt sich der Kunstdichtung dienstbar an.

Nun aber haben wir auch gesehen, wie mit der einseitigen Anerkennung der Weltlichkeit, mit dem Principat des Pfahlbürgerthums und der abstracten Aeußerlichkeit des Meistergesanges, diese bisherige Entwicklung des Mittelalters sich in sich selbst vollendet und dadurch zu ihrem Abschluß und ihrer Berichtigung gelangt. Denn nicht weniger fruchtbar und weise, als die Natur, ist die Geschichte. Wie jene zu jedem Gift auch das Gegengift hat wachsen lassen, so heilt auch die Geschichte jedes Aeußerste durch seinen Gegensatz, in den es gerade dann umschlägt, wenn es, auf dem Gipfel seiner Entwicklung, scheinbar am Mächtigsten ist. Das ist so nicht bloß in der Literaturgeschichte, sondern auch anderwärts ist es so: und anderwärts noch deutlicher. Allein man will es nicht sehen oder kann es nicht, weil Könige, wie Bettler, ihr Schicksal vollenden müssen.

Auch die Erneuerung des Volksgesanges ist aus diesem urewigen und allgemeinen Gesetz des Gegensatzes hervorgegangen. Die Poesie, noch eben das abgegrenzte Besitzthum geschlossener Körperschaften, schlägt plötzlich um und wird, im Volkslied, das freie Eigenthum einer ganzen großen Nation. Aus der ängstlichen Umzäunung der Singestuben, „aus Handwerks- und Gewerbes Banden", wird sie mitten hinein in das frische Gewühl der Welt, unter den freien Himmel des Lebens entrückt; gegen die starre Aeußerlichkeit des Meistergesangs regirt die Innerlichkeit des Volksliedes, gegen die verknöcherte inhaltlose Form das lebendige Pathos des Gemüths.

Denn dies ist der eigentliche Charakter aller Volksdichtung und dasjenige, wodurch dieselbe bei aller Wechselwirkung, die nach Form und Stoff zwischen beiden stattfindet, sich ins Besondere von der Poesie der Meistersänger grundsätzlich unterscheidet: dies nämlich, daß die Volksdichtung, als ein Ursprüngliches, Voraussetzungsloses, unmittelbar aus dem Gemüth, dem Born aller Dichtung, quillt und nur dies, das innerlichst bewegte, in Lust aufjauchzende, in Schmerz aufseufzende, immer frische, immer lebendige Gemüth, sonst nichts, zu seinem Ursprung und seinem Echo hat. Damit ist auch formal eine ganz neue Gestaltung der Poesie gegeben.

Die Form, die beim Meistergesang Alles, der ganze Mittelpunkt der dichterischen Bestrebung, der Maßstab des Werthes und der Wirkung war, ist, als ein Aeußerliches, im Volksliede nichts. So unabänderlich und starr, wie sie im Meistergesange war, so weich und flüssig ist sie hier. Wie sie dort nach einer vorgeschriebenen Norm, unter der richterlichen Wachsamkeit der Merker, aus der Reflexion des Verstandes hervorging, so tritt sie hier sogar nicht ganz aus der Innerlichkeit heraus, sie sucht und liebt das Anonyme, Ungewisse, Schwebende, sie bleibt, so zu sagen, selbst ein Stück Gemüth, das heißt: sie ist nur Musik, und zwar nicht eine angelernte, vorgeschriebene, sondern jene Musik, die mit frischester Gewalt, wie ein Quell aus Felsen, unwiderstehlich und unbewußt aus dem bewegten Herzen quillt. Hierin also hat das Volkslied zugleich seine Macht und seine Schwäche, seinen Vorzug und seinen Mangel: jenen, wenn wir es mit dem Meistergesang vergleichen, diesen, wenn wir den Maßstab von dem nehmen, was die Kunst sein soll und in ihrer vollen Entwicklung wirklich ist. Die Form nämlich aller Kunst,

als der Verkörperung, der Verdichtung des Absoluten im Sinnlich Schönen, soll plastisch sein, nicht bloß, wie die schwebende Form des Volksliedes, musikalisch — oder wenn auch musikalisch, so soll sie doch stets eine klingende Säule, eine wiederhallende Wölbung sein, die uns zugleich durch ihre sichtbare Schönheit erheitert und erhebt. Hierzu ist im Volksliede erst der Ansatz. Die todte Masse der meisterlichen Dichtung ist erst in Fluß gerathen, aber noch nicht wieder gebildet und geformt; mit Einem Worte: die Volksdichtung ist zwar poetisch, aber sie ist noch nicht Poesie. Dies zu vollenden, gleichsam die poetischen Dämmerungen der Volksdichtung in den heitern Tag der Kunstschönheit zu verklären, das ist die große Aufgabe unsrer modernen Poesie, die wesentlich nichts Anderes ist, als die zur Schönheit wiedergeborene — und zwar speciell durch die antike, als die ewige Meisterin der Form, die Mutter der Schönheit, wiedergeborene Volksdichtung.

Wir sind hier also wieder bei einer Urzeit angelangt, bei einem Chaos gleichsam, aus dem, wie aus dem Durcheinander der frühesten heidnischen Zeit das Mittelalter, ebenso jetzt unser modernes Leben sich entwickeln soll. Es ist von Wichtigkeit, dies hervorzuheben. Denn so sehen wir nun in dem Wiedereintritt der Volkspoesie eine Prophezeiung und Parallele dessen, was politisch, in der Wirklichkeit der Geschichte, im Zeitalter der Reformation geschieht. Wie das Volkslied am Ende der mittelalterlichen Dichtung, so die Reformation am Ende des mittelalterlichen Lebens. Wie mit dem Volkslied die Entwicklung der Poesie innerhalb gewisser Stände aufhört, so brechen in der gewaltigen Bewegung der Reformation auch die bisherigen

fixen Unterschiede der Stände zusammen. Wie dort das Volk, im Ganzen und als solches, in die Literatur, so tritt es hier in die Geschichte ein. Wie jene der Fond unsrer modernen Dichtung, so ist diese der Inhalt und Quell unsers modernen Lebens. Aber wie das Volkslied formlos bleibt, so bleiben es auch die politischen Anregungen der Reformation. Und wie wir es als die Aufgabe unsrer Poesie erkannt haben, die Elemente der Volksdichtung innerhalb der schönen Form wiederzugebären, so ist es auch die Aufgabe unsrer modernen Geschichte, die politischen Anregungen der Reformation in der Wirklichkeit des Staates zu vollenden und in selbstbewußten, darum lebendigen Formen zu fixiren. Ein Ziel endlich ist beiden Entwicklungen gegeben: das Leben weist auf die politische Freiheit — und die Poesie auf das politische Gedicht. Wir könnten diese Parallele noch weiter fortsetzen; wir könnten sie namentlich auch auf den Inhalt Beider beziehen und der Innerlichkeit des Volksgesangs die religiöse Innerlichkeit der Reformation, der Reaction des Volksgesangs gegen die hohle Aeußerlichkeit der Meistersängerei die Reaction der Reformation gegen die hohle Aeußerlichkeit und die abgelebten Formen der Kirche gegenüberstellen. Doch mögen wir um so eher darauf verzichten, diese und ähnliche Seiten unsers Gegenstandes hier näher zu beleuchten, als wir bereits an einem andern Orte (in dem Versuch über den Göttinger Dichterbund, in der Einleitung pag. 8. 9. und 23—27.) unsere Ansicht darüber ausgesprochen haben, und erlauben wir uns hier, unsere Leser darauf zu verweisen. — Wem es hauptsächlich um das Historische des Volksliedes zu thun ist, der darf sich vor Allem Soltau's Vorrede zu seiner mehrfach erwähnten Sammlung, diesem schwer zu

erreichenden Muster aller künftigen ähnlichen Unternehmungen, nicht entgehen lassen.

In dem nun was wir so eben über die gemüthliche Basis der Volksdichtung erinnert haben, liegt auch schon der Fortschritt angedeutet, den nothwendig die politische Dichtung überhaupt dadurch machte, daß das Volkslied, die Poesie also des lebendigen Gemüths, an die Spitze unsrer literarischen Entwicklung trat. Es ist der Fortschritt vom lokalen zum historischen und ferner vom bloß historischen zum politischen Gedicht: zu einem Gedicht, das unmittelbaren und persönlichen Antheil an den Begebenheiten der Geschichte nimmt, das den Strom der Ereignisse nicht bloß an sich vorüberrauschen läßt und zu ihm spricht: mach' mich nicht naß! sondern das sich frischen Muths in die Mitte der Wellen stürzt und, von ihnen getragen, alle Schwankungen der Geschichte, als eben so viele Pulsschläge des eigenen Herzens fühlt. So stehen auch die Dichter des Volksgesanges selbst unmittelbar im Leben. Denn die Voraussehung der Tradition kennt das Volkslied nicht: was sie nicht selbst erlebt haben, seien es Schlachten oder Liebesgeschichten, davon wissen die Volkssänger auch nichts zu sagen, nur der lebendige Augenblick ist ihre Muse.

Wie nun aber diese Dichtung aus dem Gemüthe stammt, so will sie auch auf das Gemüth wirken: und ferner, wie sie aus dem Volke selbst hervorgeht, so will sie auch zum Volke sprechen, das enge, kleine Publikum der Singeschulen genügt ihr nicht, in alle Welt wollen diese fliegenden Blätter flattern

und die Herzen eines ganzen Volks entzünden. Damit ist nun nothwendig gegeben, daß das Volkslied sich entschieden solcher Stoffe zu bemächtigen sucht, die schon an sich im Stande sind, diese allgemeine Wirkung in der That hervorzubringen. Darum nach der ideellen Seite hin ergreift das Volkslied hauptsächlich die allgemein menschlichen Zustände der Liebe, als der universalsten Leidenschaft, und jene Situationen des Abschieds, der Trennung, des Wiedersehens, die nie veralten, die heut wie gestern im Leben jedes Einzelnen wiederkehren und stets, eben weil sie etwas so Uraltes und Allgemeines sind, jeden Einzelnen zu Theilnahme und Mitgefühl erregen. Und ebenso nach der andern Seite hin, wird auch das historische Lied allmälig über die beschränkte Sphäre jener bürgerlichen Stadtgeschichten, über die Raubritterfehden, die Bürgermeisterwahlen und Anderes desselben Schlags hinaus- und auf solche Ereignisse hingetrieben, die bedeutend und mächtig genug sind, das Interesse eines ganzen Volkes zu erregen.

Dergleichen große Ereignisse gab es, wie wir wissen, damals freilich in unsrer, zum Particularismus eingeschrumpften Geschichte nicht. Es ist daher ganz consequent, wenn auch unser Volkslied da, wo es zuerst erwähnt wird, sich entweder nur auf das Gebiet der inneren Zustände oder, wo es historisch ist, doch auf Begebenheiten von nicht mehr, als lokaler Wichtigkeit beschränkt. Diese erste ausdrückliche Erwähnung finden wir in der Limburger Chronik, welche (die verschiedenen, zum Theil widersprechenden Berichte über den Verfasser derselben siehe bei Koberstein, p. 290 Note) um das Jahr 1340 begonnen, den mittleren und letzten Theil des vierzehnten Jahrhunderts umfaßt. Aus dieser Zeit, und zwar zuerst vom Jahre 1343, ungefähr

also derselben Zeit, wo der bürgerliche Gesang anfing sich schulmäßig zu constituiren, werden in der Limburger Chronik Lieder erwähnt und zum Theil in Bruchstücken angeführt, (die vollständige Sammlung derselben siehe bei Koch, II, 69—73), welche „man in deutschen Landen sang und die gemein waren zu pfeiffen und zu wampen und zu Aller Freude, durch ganz Deutschland." Aber diese Lieder erscheinen sämmtlich nur als ein Nachhall des Minnegesangs, indem sie zumeist dasselbe Thema ausbeuten, das diesem so geläufig war, nämlich die Verherrlichung der Frauen, den Preis des Frühlings und dergleichen; ebenso wie wir uns andrerseits die wenigen historischen Lieder, die aus dieser Zeit und zum Theil noch früher her*) erhalten sind: die Geschichte eines Judentodtschlags, einer Feuersbrunst, einer Fehde zwischen Stadt und Ritterschaft (Soltau, a. a. O. p. 51. 67. 69), nicht ohne einigen Einfluß der bürgerlichen Dichtung zu denken haben.

---

*) Auf die Volkslieder, welche Soltau (p. 39—48) sogar aus dem dreizehnten Jahrhundert mittheilt, haben wir hier deshalb keine Rücksicht genommen, weil wir in der That mehr als bedenklich sind, sie überhaupt als Volkslieder passiren zu lassen. Denn theils (p. 41 und 47) sind es lateinische Gedichte, die schon durch diese Aeußerlichkeit der Sprache auf einen andern, als volksthümlichen Ursprung hinweisen; theils (p. 42 und 44) sind es Gesänge, die ganz ausdrücklich zwei Minnesängern, dem Meister Stolle (vgl. Hagen's Minnesinger, Band III, 3 fgg. und IV, 166. 249.) und Meister Rumsland (ebend. IV, 671 f.) zugeschrieben werden. Es würde also nur das fünfte, p. 46: Wi Konnig Adolfis gesinde gelestirt wart, vom Jahre 1293 bleiben. Aber auch dies ist noch problematisch, nämlich ob es nicht Bruchstück einer größeren Dichtung ist, worauf uns die Abwesenheit allen Prologs und Epilogs, wie er dem Volksliede sonst wohl eigen ist (über letzteren vgl. Soltau in der Vorr. p. LXVI. f.) beinahe hinzuweisen scheint. In jedem Fall ist es immer nicht mehr, als ein Schwank: eine Geschichte, aber nicht Geschichte.

Die Anregung zum politischen Gedicht konnte dem deutschen Volkslied also nicht unmittelbar aus Deutschland selbst kommen. Sie kam ihm von jenem äußersten Vorposten deutscher Bildung, von dem der deutschen Literatur wiederholentlich so viel Treffliches zugeführt worden ist: aus einem Lande, dem wir, wie damals die lyrische Kritik des Lebens, so vier Jahrhunderte später die Anregung zur ästhetischen Kritik der Literatur verdanken und unter dessen literarischen Verdiensten um Deutschland der Lobredner derselben *) auch dies nicht hätte vergessen sollen: aus der Schweiz. Hier in der Schweiz, in den wiederholten Kriegen, welche sie gegen Oesterreich und Burgund führte, entwickelte sich zuerst innerhalb des deutschen Stammes der Begriff eines einigen, freien, selbstbewußten Volkes. Sie war der erste Schauplatz, auf welchem wieder einmal ein deutscher Stamm um den höchsten Preis und die erste Grundlage aller Volksthümlichkeit, um die Freiheit kämpfte. „Es kamen, sagt Gervinus (II, 199), Rechte zur Sprache, in deren Vertheidigung sich der Bauer gegen den stolzen Herrn fühlen lernte; es wurden Kriege geführt und Bündnisse geschlossen, die den Begriff von Herd und Vaterland ins Leben riefen; es kam Einfalt und schlichte Sitte mit Hoffart und Adelstolz zum Kampfe und lehrte den frommen Landmann auf Gott und die Heiligen seines Landes vertrauen.“ Dieser Entwicklung des Lebens mußte auch die Dichtung folgen. Dem Kriege konnte das Kriegslied, der politischen That das politische Gedicht nicht fehlen: und das um so weniger, als die Schweiz sich von jeher als ein sangreiches Land erwiesen und

*) Wilh. Wackernagel in seiner akademischen Antrittsrede: Die Verdienste der Schweizer um die deutsche Literatur. Basel, 1833.

schon frühzeitig sein stattliches Contingent zu unsrer Dichtung gestellt hatte, der geistlichen sowohl, wie auch der ritterlichen, worüber man die bereits genannte Schrift von Wackernagel, p. 7—15 vergleiche. Jetzt, wo das Volk in die Geschichte eintrat, konnte diese volksthümliche Epoche auch nur in einer volksthümlichen Dichtung ihren Nachklang finden. Wie früh dieses politische Bewußtsein in der Schweiz lebendig war und das Pathos der Poesie abgab, zeigt das Lied von dem Bunde zwischen Bern und Freiburg, vom Jahre **1243**. Es ist in der Tschudischen Chronik erhalten und von O. L. B. Wolff in der Sammlung historischer Volkslieder und Gedichte der Deutschen, **1830** p. **448** fgg. abgedruckt. *)

---

*) Ein besonderes Interesse gewährt dies Gedicht durch die „kecken Späße und Ironieen", welche Gervinus (II, 200.) an den Liedern des Halb Suter so wohl gefallen. Jene naive Anwendung des Thierlebens auf das politische, wie sie sich auch bei Suter findet, z. B. am Schluß des Sempacher Liedes (Wolff, **464**, und Gervinus a. a. O. Note **274**), bildet hier die Grundlage des ganzen Gedichtes, so daß man mit Recht behaupten darf, daß Suter dies Element, aus diesen und ähnlichen Liedern, bereits als ein fertiges überkommen hat. Wie in dem Sempachliede „Ku Brüni zum Stiere" spricht, so erscheinen hier Freiburg und Bern überhaupt als „zwen Ochsen groß nit kleine," die eine gemeinsame Weide haben und sie mit vereinter Kraft gegen alle übrigen Thiere, gegen Wölfe und Füchse, schützen. Da heißt es denn u. A.:

Es sind zween alte Pfarren,
Die freche Müte hand:
Niemand darf mit Inen stoßen,
Dieweil sie sind Eidgenossen
Und sich nicht scheiden land.

Got geb den Ochsen beiden
Einen stiffen stäten Sinn
Und lasse sie nit hören,
Das sie möchte zerstören,

Dergleichen Lieder, deren es gewiß schon damals eine größere Zahl gab, wennschon die Ungunst der Zeiten sie uns nicht aufbehielt, bilden gleichsam die Schule und Einleitung zu demjenigen, was sich später, unmittelbar aus den österreich=burgundischen Kriegen selbst, mit überraschender Schnelligkeit entwickelte. Mit derselben derben Tüchtigkeit, derselben Frische und Sicherheit, mit der die wackern Schweizer Bauern die goldverbrämten Ritter Leopolds von Oesterreich und Karls des Kühnen niederschlugen („zu tod geschlagen" lautet der Refrain, den das Sempacher Lied in übermüthiger Freude rastlos wiederholt): ebenso derb,

---

Es wäre nit Ir Gewinn.
Noch uß dem Joche tretten,
Dann wurdend sie entwetten,
So schlug es übel uß,
Daß ich sie beide warne,
Die Wölff sind in dem Garne,
Die kämind daun haruß.

Nun will ich Euch bedüten,
Wer die zween Ochsen sind,
Man mag es hören gerne:
Es ist Fryburg und Berne,
Als es sich wol befind,
Die kann niemand gescheiden,
Von Pundt und Iren Eiden,
Und minder dann ein Ee,
Als noch Ir Briefe singend,
Wie sies zesammen bringend,
Das wüssend jemeer mer.

Ueber den vermuthlichen Ursprung dieser Anspielungen aus der Thierwelt siehe Gervinus a. a. O. p. 203. Doch wird daneben auch auf das Nächste, die ländliche Beschäftigung des Volkes nämlich, welche diese Bilder von Ku Brüni und dem umgestoßenen Milchkubel und den Ochsen „mit Gehürne, das ist spitze" u. s. w. unmittelbar darbot, wohl einige Rücksicht zu nehmen sein. —

frisch, wacker schreitet das Kriegs- und Siegslied daher. Den ersten Rang unter diesen Dichtern, deren Namen, so weit dieselben überhaupt bekannt sind, in dem Verzeichniß bei Soltau, Seite LXXI der Vorrede, gefunden werden,*) nimmt ohne Widerspruch der schon genannte Halb Suter ein. Er war aus Lucern gebürtig und hatte in der Sempacher Schlacht (1386), die er mit Gesang verherrlichte, selbst mitgekämpft.**) Vgl. Gervinus a. a. O. II, 397 fgg. Aus den späteren Kriegen mit Burgund ist besonders Veit Weber bekannt und berühmt. Wie sein großer Vorgänger, hatte auch er unmittelbaren Antheil an dem Kampfe selbst genommen, und besang nur das, was er selbst gesehen, und die Siege, zn denen er selbst geholfen. Seine Gedichte sind in der Chronik des Diebold Schilling von Solothurn (s. Wackernagel, a. a. O. p. 17.) erhalten; sie sind in neuerer Zeit oft wieder abgedruckt worden, auch bei Wolff, p. 504 fgg. und in einer besondern Ausgabe von H. Schreiber, Freiburg 1828. Vgl. auch Gervinus, a. a. O. 204, wo die Weber'schen Lieder, im Vergleich zu denen des Halb Suter,

---

*) Vgl. die von Soltau, a. a. O. p. XLIII fg. näher besprochene Eidgenössische Liederchronik von Rochholz, Bern 1835. (Oder wie der vollständige Titel lautet: Eidgenössische Liederchronik. Sammlung der ältesten und werthvollsten Schlacht-, Bundes- und Parteilieder vom Erlöschen der Zäringer bis zur Reformation. Aus Handschriften, Urkundensammlungen, Chroniken, fliegenden Blättern und andern Quellen zusammengetragen, übersetzt und historisch erläutert ꝛc.)

**) So lautet der Schluß des gedachten Liedes:

Halb Suter unvergessen, also ist Ers genannt,
zLucern ist Er gsessen und allda wol erkannt.
He, Er war ein fröhlich Mann,
Dies Lied hat er gedichtet, als er ab der Schlacht ist kan.

Ein anderes Lied auf die Sempacher Schlacht (ein Spruch vom Sempachstreit) s. bei Soltau, p. 74.

denen sie allerdings nachstehen, doch vielleicht ein wenig zu strenge beurtheilt sind, und Koch's Compendium II, 76—78.

Wie es nun im politischen Leben nicht anders sein kann, als daß sich der Partei die Partei gegenüber stellt, so fehlte es auch diesen Liedern der Schweizer nicht an Gegenliedern ihrer Feinde. Peter Suchenwirt, ein österreichischer Hofpoet, der noch im Ausgange des vierzehnten Jahrhunderts die ritterliche Dichtung zu erneuern suchte (siehe über ihn Gervinus II, 187 fgg.), setzte Suter's Triumphgesang über den Sieg bei Sempach ein anderes Sempachlied entgegen (bei Soltau, p. 71—73), das in der Form nicht ohne Anklang an die Volksdichtung ist. Er beklagt den edlen Herzog von Oesterreich, und stellt seinen Tod als den Heldentod eines Ritters dar, der lieber fallen, als seiner Ehre etwas vergeben wollte; über die aber, die dabei still zu Rosse hielten und zusahen mit Schanden, über die ruft er Schmach und Schimpf: hätten sie Alle Recht gethan, die mit dem Fürsten ritten, der Ausgang der Schlacht wäre wohl ein anderer gewesen! So weiß er, als ein guter Hofdichter, dem Dinge noch eine Wendung zu geben. Sein Gedicht ist mehr ein bloßes Lob- und Ehrenlied zum Gedächtniß des gefallenen Leopold, als ein politisches Lied. Gegen die Feinde selbst, die Schweizer, nimmt er eine ganz neutrale Stellung, er hat kein Fünkchen politisches Pathos und zeigt solchergestalt recht, wie untauglich diese in Egoismus, Schmeichelei und Höflingsphrasen erstorbene Ritterdichtung war, in einer bewegten Zeit als politisches Instrument zu dienen. Weit besser versteht es „der von Isenhofen" in seinem Schmachlied gegen die Eidgenossen, 1444. Es ist ein Volkslied in derbem, frischem Ton, voll bittern Hasses. Aber freilich steht der

von Isenhofen den Begebenheiten auch nicht so fern, wie Suchenwirt, der Hofpoet, der hübsch zu Hause bleibt und dann erst hinterdrein nachträgliche Leichencarmina liefert. Dieser dagegen hat sich selbst unter die Feinde geschlichen und heimlich ihren Rath belauscht. *) Nun ruft er ihnen höhnisch zu, daß es nächstens aus sein werde mit der Macht der Bauern und daß der Bund, auf den sie so hart gepocht, schon anfange sich zu biegen. Das Lied ist bei Wolff, p. 480 abgedruckt; ebendaselbst (p. 474 und 478) sind auch noch zwei andere Lieder der österreichischen Partei zu finden. Vgl. Gervinus II, 201.

Während nun dies im Süden, in der Schweiz vorging, wurde ein ähnlicher Kampf an der nördlichen Grenze Deutschlands, bei den Dithmarsen, (1500) geführt und fand seinen Nachhall in ähnlichen **) Liedern, aus denen, „obgleich die historisch treue und minutiöse Erzählung den poetischen Werth gering hält, ganz jene Vaterlandsliebe, jener Geschlechts- und Ahnenstolz, die Freiheitsliebe des ehrlichen Bauern gegen stolze Unterdrücker, des armen Unabhängigen gegen den vornehmen Unfreien, und jener fromme Sinn, der unter den Bedrohten den Spruch in Umlauf setzte, daß, wenn sie Recht hätten, Gott

*) Der uns dies Liedlein hat gemacht,
Der ist von Isenhofen,
Die Puren hattend sin kein Acht,
Als Er saß hinderm Ofen,
Und loset Irem Rate,
Und was sie weltend triben,
An einem Abend spate,
Er hats nit mut ze verschwigen.

**) Eine Aehnlichkeit, die sich sogar auf die Form erstreckt: Gervinus II, 205 und 200.

sie nicht verderben, hätten sie aber Unrecht, sie möge sterben lassen.“ (Gervinus II, 205. Die Lieder selbst stehen in der Chronik des Neocorus, st. 1630, herausgegeben von Dahlmann, 1827 und von dort wieder abgedruckt bei Wolff, p. 324—369.) Und endlich regte sich die politische Dichtung auch an der östlichen Grenze, in Böhmen, wo die Hussitenkriege und allerhand Streitigkeiten um den Thronbesitz rumorten, die zum Theil auch in den Gedichten des Nürnbergers Hans Rosenplut, des Schneppperers, welcher bei einigen dieser Kämpfe persönlich zugegen gewesen war, sich wiederspiegeln: mehr freilich nur in Allegorieen und versteckten Anspielungen, als in einem offenen poetisch politischen Bekenntniß. Vgl. Gervinus II, 202. 203.

Dies Alles konnte nun natürlich nicht ohne Einwirkung auf die Entwicklung des deutschen Volksliedes bleiben. „Die Lieder von Sempach und Näfels erkämpfen dem deutschen Volksliede so gut seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit von der ritterlichen Poesie, wie die Schlachten selbst dem Volke, das sie gewann, seine Freiheit.“ Gervinus a. a. O. p. 200. Langsam zwar ging diese Entwicklung vor sich. Die meisten historischen Lieder dieses Zeitraums beschäftigen sich, im Geiste der bürgerlichen Dichtung, wie wir es oben bereits besprochen haben, mit lokalen Ereignissen, und die einzelnen Gedichte, die über dies enge Terrain, dies provinciale Interesse hinausgehen, wie das Gedicht von dem Concilio zu Costantz, 1415 (Soltau, p. 85 fgg.) u. s. w. sind eben vereinzelt. Im Ganzen indeß nahm auch hier das Interesse am öffentlichen Leben zu. Einen Beleg dafür giebt die von Koch, II, 73. 74 mitgetheilte Stelle aus Cyriacus Spangenberg's Sächsischer Chronica (Frankf. a. M. 1585), bei der man sich, um den Fortschritt zu

spüren, an dasjenige erinnern muß, was uns, aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, die Limburger Chronik von Volksliedern mitzutheilen hatte. Etwa hundert Jahre später, vom Jahre **1452**, heißt es in der Spangenberg'schen Chronik: „Diese Zeit wurden Lieder gemacht und gesungen, darin man die Oberkeit erinnert und ermahnt, in der Regierung Gleichmäßigkeit zu halten, dem Adel nit zu viel Freiheit und Gewalt zu verhengen, den Bürgern in Stetten nit zu viel Pracht und Geprenge zu verstatten, das gemeine Bawersvolk nit über Macht zu beschweren, die Strassen rein zu halten und jederman Recht und Billigkeit widerfahren zu lassen. Von welchen Liedern sind noch etliche Gesetzlin vorhanden, so etwan von alten Leuten, die sie in irer Jugend von iren Eltern gehört, gesungen worden und ungefär also lauten" u. s. w. Diese Proben siehe gleichfalls bei Koch a. a. O. **74. 75.** Im Ganzen freilich beweisen auch diese Lieder nur das, was Gervinus von dem deutschen historischen Liede dieser Jahrhunderte überhaupt sagt: nämlich daß alles Große, was geschah, nur an den Grenzen vorging, daß dagegen im inneren Deutschland das historische Lied in seiner Nüchternheit blieb und die poetische Kritik des öffentlichen Lebens sich mehr auf Moralisches, als auf Politisches bezog. (II, 201. 205.) Erst mit dem Eintritt des sechszehnten Jahrhunderts ward auch dies geändert; in Sachsen, in der Mitte Deutschlands, begann im Jahre **1517** die Reformation.

Die Reformation, wie sie die Grundlage der neuen Zeit ist, bildet zugleich den Abschluß und die Negation des Mittelalters. Der wesentliche Inhalt des Mittelalters war, wie wir

gesehen haben, der Kampf zwischen Geistlichem und Weltlichem, zwischen Diesseits und Jenseits, Himmel und Erde, Gott und Welt. Von dem Extrem der geistlichen, außerirdischen Richtung, vor der alle Güter der Erde, alle Thaten der Geschichte nichts sind, die nur in der Zurückgezogenheit von der Welt, in der Einsamkeit des Klosters, in sinniger Betrachtung des Ewigen den Endzweck des Lebens zu erfüllen meint, und die daher auch in der Literatur ausschließlich die geistliche Richtung zur Herrschaft bringt, war das Mittelalter ausgegangen: und gegen sein Ende hin sahen wir es, nach mancherlei Schwankungen, bei dem andern Extrem, bei der derben, unbekümmerten Weltlichkeit angekommen, die sich feststellt auf sich selbst, und in Folge deren auch in der Poesie eine wahre Flucht vor allem Idealen und Allgemeinen, ein bornirtes Vertiefen in das Aeußerlichste und Besonderste sich geltend macht.

Diesen Zwiespalt, der im Mittelalter selbst zu keiner Versöhnung kommen kann, hebt die Reformation auf. Im Christenthum überhaupt war, gegenüber der Unmittelbarkeit des heidnischen Naturlebens, Gott, der Geist, das Absolute, als ein Außerweltliches, Jenseitiges zur Offenbarung gekommen. Damit war jener Zwiespalt des Mittelalters gegeben, dessen Entwicklung wir bisher verfolgt haben und der jetzt in der Reformation, als der principiellen Fortbildung und (daß wir dieses Wort nicht scheuen) der Vollendung des Christenthums, zur Versöhnung gebracht wird. Denn wie die Reformation den Unterschied aufhebt zwischen Geistlichen und Laien, wie sie die starre Aeußerlichkeit des katholischen Cultus beseitigt und den ganzen religiösen Proceß in das Innere jedes einzelnen Menschen selbst verlegt: so hebt sie auch, eben durch die Vereinigung im Innern

des Subjects, die Trennung zwischen Diesseitigem und Jenseitigem auf, sie schmilzt gleichsam die erstarrte Weltlichkeit im Feuer des Göttlichen, das eben dadurch aufhört, ein bloßes Ding an sich, eine bloße Abstraction zu sein — mit Einem Wort: sie legt den Grund und die Möglichkeit zu dem Resultat, zu welchem, auf dem Boden der Reformation fortbauend, die Philosophie unsrer Tage gekommen ist: das Bewußtsein nämlich von der Immanenz Gottes in der Welt, die keineswegs, wie in der antiken Zeit, selbst Gott ist, die aber auch nicht, wie im Mittelalter, von Gott verlassen und entfremdet, sondern die in Gott und in der Gott ist, Ein Leib, Eine Seele, Ein gemeinsames Sein, Werden und Entwickeln.

Die praktischen Consequenzen dieses neuen Bewußtseins sind unermeßlich. Wir haben sie noch heute nicht vollendet, ja wir sperren uns ganz unbändig und laufen seitwärts und rückwärts und versuchen tausend Ausflüchte, nur um sie nicht zu vollenden. Was Wunder also, daß auch sogleich bei ihrem ersten Auftreten gewaltige praktische Erschütterungen erfolgten. Die deutsche Geschichte kommt in Wallung: und wie es fortan kein Aeußerliches mehr giebt, das weiter nichts als dieses und nicht zugleich aufgenommen wäre im Geist, so reißt die Bewegung der Geschichte, das Drängen und Treiben der Ereignisse auch die Geister, die Gemüther des Volks in derselben Wallung mit sich fort. In unendlich erhöhtem Grade also wiederholte sich hier, was wir früher, bei den Bewegungen der ritterlichen Zeit und den ersten Conflicten zwischen weltlichem und geistlichem Regiment, geschildert haben. Hatte die Bewegung sich dort nur in gewissen Kreisen abgeschlossen und war sie auch innerhalb dieser Beschränkung zwar äußerlich der Anstoß der

Ereignisse, nicht aber auch innerlich der Inhalt des Bewußtseins geworden; so ging sie dagegen hier durch alle Stände, durch das ganze Volk, durch alle Geister und Gemüther.

So war denn nun Alles vorhanden, was das Volkslied brauchte, um sich auch bei uns, im Innern des deutschen Lebens selbst, zur politischen Dichtung auszubilden. In der That ist in dieser Epoche unser Reichthum an politischen Liedern außerordentlich; nie wieder, weder vorher noch nachher, hat unsre politische Dichtung in ähnlicher üppiger Blüthe gestanden. Alles, was damals in Deutschland gedacht und gedichtet, gesagt und gesungen ward, war von politischem Interesse erfüllt; das Volkslied, mit diesem großen historischen Inhalt, war die einzige poetische Existenz der Zeit.

Es ist nun artig zu sehen, wie die drei mittelalterlichen Stände, die durch die Bewegung der Reformation in den großen Begriff des Volks zusammenschmelzen, und ebenso die drei Sphären der mittelalterlichen Dichtung, an deren Stelle die Volksdichtung tritt, also die Geistlichen, die Ritter und die Bürger, gleichsam ihre drei Abgeordneten schicken, die sie sowohl bei der Reformation selbst, als bei dem poetischen Organ derselben, dem politisch-volksthümlichen Gedicht, vertreten, gleich als wollten sie damit ein ausdrückliches sichtbares Zeichen der großen Aussöhnung, die hier stattgefunden, und ein Unterpfand geben für die Allgemeinheit des Interesses, das jetzt überall alle Welt ergriffen hat. So kommt Luther, der Bauherr des großen Werkes selbst, von der Geistlichkeit und dem geistlichen Gedicht; Hutten von der Ritterschaft und der höfischen Dichtung, und endlich Hans Sachs, der Schuhmacher und Poet dazu, von dem Bürgerstand und der Poesie der Meistersänger. Wir wollen bei

jedem dieser drei Männer einen Augenblick verweilen, um die Stellung, welche sie zur politischen Dichtung einnehmen, zu betrachten.

Unmittelbaren Antheil an der politischen Dichtung hat Luther nicht genommen. Es entspricht das dem Verhältniß, in welchem er sich auch übrigens zu den politischen Bewegungen seiner Zeit erhielt. Er lehnte sie von sich ab, er beklagte zum Theil und verdammte sie sogar, wenn diese praktischen Stürme sein großes Werk der geistigen Reformation zu stören oder doch auf eine Bahn zu lenken drohten, in der seine eigene That ihn wie fremd ansehen mußte. Dafür hat Luther sich nicht bloß von Einzelnen seiner Zeitgenossen, deren rascher Sinn sich ärgerte an Luther's gründlicher Bedächtigkeit und seinem energischen Festhalten an dem, was er nun einmal als die Aufgabe seiner Zeit und seines Lebens erkannt hatte: sondern auch in neuester Zeit, und namentlich von einigen Stimmführern der modernsten Jugend, hat Luther sich dafür müssen schelten lassen, als sei er nur ein dickköpfiger Dogmatikus, ein beschränkter Theolog, wohl gar halb und halb ein Fürstenknecht gewesen, der bloß aus Liebedienerei gegen die, von denen er Schutz und Schirm für sein kirchliches Beginnen erwartete, wider die politischen Reformationsversuche Partei genommen. Glaubt man diesen Leuten, so hätte Luther nichts Besseres thun können, als nur schnell seine Bibelübersetzung unfertig ins Feuer werfen und dafür das Schwert umschnallen und sich, wie Thomas Münzer, an die Spitze von Bauern und Gesindel stellen. Ja sie haben nicht übel Lust, den hirnverbrannten Pfarrer von Allstedt weit über Luther zu setzen, als den eigentlichen Helden, den Märtyrer der

Reformation, gegen dessen universale Pläne Luther doch nur ein armseliger Philister war. Die so urtheilen freilich, haben sich selbst (wir sehen es ja täglich!) im Leben wie in der Literatur allzusehr zersplittert, sie haben sich ohne die Schule der Theorie, zu munteren Sinnes unmittelbar in die Praxis, wenn auch nur in die Praxis der Literatur gestürzt, als daß sie wissen sollten, daß Großes nur aus der Beschränkung wächst und daß keine Frucht der Praxis taugt, die nicht auf dem Boden der Theorie gewachsen ist. Wir dagegen wollen es Luther Dank wissen, daß er die geistige Reformation in ihrer eigenthümlichen Sphäre erhalten und uns dadurch die Möglichkeit gesichert hat, diese praktische Reformation, wenn einmal ihre Zeit gekommen sein wird, vollständiger und vollkommener durchzuführen, als unsre Nachbarn in Frankreich und England gekonnt haben, in deren politischem Dasein, bei aller Lebendigkeit und allem Streben, es sich doch jeden Augenblick rächt, daß sie die Praxis unmittelbar aus der Praxis ernten wollen, und den Durchgangspunkt der theoretischen Läuterung, der geistigen Befreiung verschmäht haben. Und überdies, was heißt das, Luther zu verunglimpfen, weil er zu der Reformation nicht auch gleich über Nacht eine politische improvisirt und zur Freiheit des Geistes nicht auch gleich die Freiheit der praktischen Existenzen desselben, die Freiheit des Staates, proclamirt hat, da ja noch jetzt, nach drei Jahrhunderten und mit der großen Erbschaft dessen, was Luther uns erworben, wir selbst mit dieser zweiten Reformation nicht zu Stande kommen können? —

Aber selbst diese mißliebigen Beurtheiler werden an Luther nur immer das aussetzen können, daß er ihnen nicht liberal genug gewesen. Antheillos überhaupt verhielt er sich zu den

politischen Ereignissen seiner Tage nicht; vielmehr schleuderte er manch feuriges Wort dazwischen, ermunternd, belehrend, strafend, immer derb und fest, immer sicher und groß, nicht minder den Fürsten gegenüber, als dem Volk, und in einer Sprache, die aus Erz, oft aus recht grobkörnigem, geschmiedet scheint. Hierdurch ist er nun auch auf die Dichtung seiner Zeit von ungeheurem Einfluß gewesen. Das politische Gedicht, ja das Pasquill der Reformationszeit hat seine derbe Sprache, seinen brennenden Witz, seine unerschrockne Haltung, guten Theils aus Luther'schen Schriften gelernt. Will man endlich auch die geistlichen Gedichte Luther's hier einigermaßen in Betracht ziehen, so wird sich dagegen wohl kaum etwas einwenden lassen, da ja die Reformation, so wenig sie selbst, in Luthers Sinne, dies auch suchte, zugleich auch eine politische Bewegung in sich schloß und daher das religiöse Bekenntniß, wie Luther's Lieder es aussprachen, sich zugleich zum Wahlspruch einer politischen Partei erweitern mußte. In der That nehmen wir keinen Anstand, Luther's unnachahmliches: Ein' feste Burg ist unser Gott, auch hier ausdrücklich zu erwähnen. Was in diesem Liede ausdrückliches theologisches Bekenntniß ist, das zwar mag für die heutige Zeit, die allerdings um ganz andere Güter streitet, großentheils seine Bedeutung verloren haben. Allein neben dem kirchlichen Element lebt in dem ehernen Klang dieses Gedichts soviel wahre und ursprünglich ewige Religion, daß dasselbe noch heut, als ein allgemeiner Ausdruck für die unbedingte Hingabe des Menschen an das Göttliche, auch die Herzen derer erschüttert und erweitert, die nicht, wie Luther, bloß vom Messias für sich kämpfen lassen, sondern selbst kämpfen wollen. Diese unbedingte Hingabe, dieses: „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, laß fahren dahin!" verlangt

jedes Princip: und darum muß ein Lied, welches sie ausspricht, stets unvergänglich und auch für diejenigen von höchster Wahrheit bleiben, deren Religion allerdings nur der Glaube an den Geist, deren Gottesdienst nur der Dienst der Freiheit ist. Und das wird auch vollendet werden — „und ob die Welt voll Teufel wär'!"

Ist nun Luther der politischen Bewegung seiner Zeit wenn auch nicht fremd, doch persönlich fern geblieben, so hat dagegen Ulrich von Hutten*) sich kopfüber, und auch den eigenen Untergang nicht scheuend, in dieselbe hineingestürzt. Er ist der eigentliche Verkämpfer für die politische Richtung der Reformation, in ihrer praktischen sowohl wie in ihrer poetischen Offenbarung. Wo Luther belehrt, zurückhält, warnt, da regt Hutten auf, treibt vorwärts, beschwört Volk und Fürsten zum Aeußersten und Letzten. Und wie Jener für die politische Poesie nur mittelbar, theils durch den Kern seiner Gesinnung und die religiösen Anregungen überhaupt, theils und besonders in sprachlicher Rücksicht von Bedeutung ist: so dagegen bildet Hutten persönlich einen hauptsächlichen Ausgangspunkt der politischen Dichtung, deren Ton und Färbung (Gervinus II, 440. 449.) lange Zeit durch sein Beispiel bestimmt ward. Ja und wenn er etwas Aehnliches, wie für die politische Poesie, nicht auch für die politische Praxis geworden ist, so hat das nicht an seinem

*) Seine Werke sind neuerdings (1821 fgg. 5 Bde.) von E. Münch gesammelt worden, zum Theil auch (Dichtungen von U. v. Hutten, 1838) übersetzt. Eine kleine Auswahl, die freilich, außer dem Gespräch mit dem Fieber, nur zwei Gedichte Hutten's, wiewohl die bedeutendsten, nämlich seine Klagrede an die deutsche Nation und die Klage über den lutherischen Brand zu Mentz enthält, hat Aloys Schreiber schon im Jahre 1810 herausgegeben. Auch ist daselbst ein ziemlich vollständiges Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften beigefügt. Im Uebrigen vergleiche die treffliche Charakteristik bei Gervinus, II, 424—447, und die Lebensbeschreibung bei Erhard II, 268 fg.

Willen und nicht an seinem Muth gelegen, nur das Schicksal hinderte ihn — oder wie wir lieber sagen wollen: die Geschichte.

In dieser doppelten Thätigkeit Hutten's zeigt sich nun auf eine überraschende Weise, zu welcher Höhe der Gesinnung die Reformation, diese Verkündigung des Ewigen und Allgemeinen, auch die Besonderheit des ritterlichen Standes und der höfischen Poesie fortreißen konnte. Denn in diesen beiden Sphären hat Hutten eigentlich seinen Ausgangspunkt: nur daß wir die höfische Dichtung jetzt vielmehr die gelehrte nennen müssen.

Wir haben bereits an einem andern Orte *) nachzuweisen versucht, welchen geschichtlich nothwendigen Zusammenhang mit der Entwicklung dieser Zeit die Einführung der klassischen Studien und namentlich die Erneuerung der antiken Dichtung gehabt hat. Hier wollen wir es als eine Thatsache hinnehmen, daß, etwa mit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, das Studium der alten Literatur auch in Deutschland erwacht war und daß, bei der Lebendigkeit, mit welcher die Humanisten das Alterthum empfingen und selbst reproducirten, sich aus diesen gelehrten Studien auch sogleich eine gelehrte Poesie, eine neulateinische Dichtung, besonders in Nachahmung der römischen Lyriker, entwickelt hatte. Diese Dichtung, ganz abgesehen von dem Inhalt, hatte vor der eigenthümlichen deutschen Poesie jener Zeit den außerordentlichen Vorzug der gebildeten und eleganten Form. Während in den Gesängen der bürgerlichen Dichter der deutsche Vers schwerfällig und gleichsam mit steifen Knieen daherhinkte, während auch das Volkslied, seiner Natur gemäß, es nur bis zum musikalischen Klang, nirgend aber zur wirklichen

*) Vgl. Göttinger Dichterb. p. 27 fgg.

Formvollendung brachte: so schmeichelte dagegen die neulateinische Dichtung sich mit der vollen, sonoren Pracht, den mächtig rauschenden Wogen, dem zierlichen Spiel des antiken Rhythmus in die Ohren der Vornehmen ein. Sie schmeichelte den Vornehmen ferner und unterhielt sie durch den blendenden Apparat von Bildern, Vergleichungen und Anspielungen, die mythologische und antiquarische Gelehrsamkeit, die sie mit sich führte. Kein Wunder also, daß die neulateinische Poesie die Poesie der Vornehmen ward und daß die gelehrten Dichter an den Höfen der Großen in die Stelle traten, die früher die ritterlichen Sänger eingenommen hatten. Wie zu den Hofhaltungen der Fürsten ehemals die fahrenden Dichter, so drängten sich jetzt die fahrenden Gelehrten herzu; wie früher die Milde gegen die ritterlichen Dichter, so gründete jetzt die Freigebigkeit gegen die Gelehrten den Ruhm der Fürsten und bereitete ihnen einen klangvollen Namen; wie sonst an jene Geld und Kleider, Geschmeide und Ländereien, so theilten sie jetzt an diese Titel und Würden, Pensionen und Ehrenketten aus: ein Verhältniß, das seinen Gipfel in der Würde des Poeta Laureatus Caesareus hat, des gekrönten kaiserlichen Poeten *), die ausschließlich der lateinischen Dichtung beschieden war. Die vaterländische Dich-

*) Diese Dichterkrönungen waren eine Einrichtung Friedrichs des Vierten, Maximilians Vater, der mehr als funfzig Jahre (1440—1493) auf dem Stuhl der deutschen Könige faullenzte und durch seine beispiellose Indolenz die Zerrüttung des Reichs wesentlich beförderte. Dafür krönte er denn Poeten: zuerst den Aeneas Sylvius, 1442. Doch steht diese Krönung einzeln da und traf auch keinen Deutschen, weshalb man den Anfang der Dichterkrönungen gewöhnlich erst von Conrad Celtes, 1487 datirt. Seitdem wurden sie häufiger und bald zahllos, womit natürlich auch der Nimbus verschwand. Vgl. Erhard, Gesch. des Wiederaufblühens u. s. w. II, 23.

tung blieb an Bürger und Bauer überlassen: die lateinische allein war die aristokratische, hoffähige, die kaiserliche Kunst.

So gehört auch Hutten dem ritterlichen Stande; so geht auch er von den humanistischen Studien aus; so hatte auch ihn Kaiser Maximilian selbst in Augsburg (1517.) als kaiserlichen Dichter gekrönt; so hatte auch er, nach mancherlei Schicksalsstürmen, am Hofe des Churfürsten Albert von Mainz Schutz und Unterhalt gefunden. Bis soweit also sind die Verhältnisse sich ähnlich; aber wie verschieden nun ist die Art und Weise, in der Ulrich von Hutten, erfüllt von dem Pathos der neuen Zeit, diese Verhältnisse ausbeutet! Ritter ist er: aber nicht bloß um in diesem Vorzug der Geburt eine Anwartschaft auf Hofstellen und Gunstbezeugungen zu haben, sondern um Waffenthaten zu vollbringen und mit seinem Ritterschwert für den Sieg der neuen Zeit zu kämpfen. Durch das Alterthum ist er gebildet: aber nicht bloß die Formen hat er ihm abgelauscht, sondern auch mit der freien und großartigen Denkart des Alterthums hat er sich erfüllt, er kann nicht bloß glatte Verse machen, sondern auch einen großen und schönen Inhalt hineinlegen, er hat seinem Lucian nicht bloß die Gewandtheit des Stils, sondern auch die Schärfe des Witzes, den Stachel der Satire abgeborgt. Kaiserlicher Poet ist er: aber nicht um dem Kaiser zu schmeicheln, sondern um ihn aufzurufen zu großen Thaten, zum Schutz der Freiheit, zum Kampf gegen Papst und Türken. Am Hofe Albert's von Mainz lebt er und besingt ihn in Gedichten: aber nicht für sich bittet er, nicht Geschenke und Jahrgehalte sind es, zu denen er den Churfürsten antreibt; sondern für das Vaterland bettelt er, für die große Sache der Reformation, die soll er ergreifen, da seien Lorbeern zu holen,

da werde sein Name den Erdkreis übertönen. Welch eine Verklärung des Ritterthums und der Humanisten! welche Aufopferung der schlechten Persönlichkeit, an der die höfische, und des hohlen Formalismus, an dem die gelehrte Dichtung krank lag! Hutten's ganze Entwicklung ist die Negation dessen, wovon er ausgegangen: Rang und Wohlleben, Gunst der Fürsten, Besitz und Sicherheit, Alles wirft er hin und macht dafür die armen Landsknechte, die Bauern und das Volk zu seinen Brüdern. Gelehrter ist er selbst: aber nur um die Gelehrten, die nichts sind als das, die Pedanten und Gesinnungslosen, mit unermüdlicher Geißel zu züchtigen. Am Hofe lebt er: und schreibt Satiren gegen die Höflinge. Gekrönter Poet ist er, ein leuchtendes Gestirn der lateinischen Verskunst: und spricht dem kaiserlichen Lorbeer Hohn, er will nichts mehr wissen von der Poesie der Gelehrten, der verachteten Volksdichtung kehrt er sich zu und redet deutsch zu Deutschland. Welch ein Wachsthum, welch eine Erweiterung des Interesses von seinem ersten Buch, in welchem er lateinische Metrik in lateinischen Versen docirt (Ulrici Hutteni de arte versificandi liber unus heroico carmine, Vitebergae, 1511.) bis zu dem „Aufwecker teutscher Nation"! (1521.), von dem Grimm jener persönlichen Klagen, jener persönlichen Bitten um Beistand und Recht, als der Greifswalder Bürgermeister Lötz ihn ausgeplündert hatte, oder als sein Vetter vom Herzog von Würtemberg meuchlings ermordet war, bis dahin, wo er um Beistand bat für die Sache der Freiheit und des Glaubens, um Recht für die deutsche Nation, wo das Ewige und Absolute seine eigne Person ganz verdrängt hatte, wo er voraussah, wie er sterben würde: in der Blüthe seiner Jahre und doch schon gebrochen, arm, elend, verfolgt, ein heimathloser

Mann — und wo er doch nicht nachließ und doch der unseligsten Zukunft sein tapfres: Ich hab's gewagt! entgegenschleuderte! —

Aber so viel Kraft und so viel großartigster Muth blieben doch fruchtlos. Es war ein lebhaftes schönes Feuer, in welchem das Ritterthum, dieser Stand der bevorzugten Persönlichkeit, aufloderte, sich selbst von seinen Schlacken läuternd. Aber die Zeit gehörte nicht mehr einzelnen Persönlichkeiten, und ob sie die edelsten, die größten waren: sie gehörte dem ganzen Volk, und nur diejenigen, die unmittelbar in dem Bewußtsein des Volks wurzelten und deren Pläne nicht über die geheiligte Schranke ihres Volks und ihrer Zeit hinausstürmten, nur die (mit Einem Wort) unmittelbar der Gegenwart lebten, nur deren Werk gedieh. Die Andern haben auch nicht nutzlos gelebt; sie haben Samen der Zukunft gestreut — möge er reifen! *)

Gegen diese blendende Erscheinung Hutten's sieht die reformatorische Entwicklung der bürgerlichen Poesie in Hans Sachs allerdings ein wenig farblos und unerheblich aus. Was in Hutten lebendiges Pathos und unmittelbarste persönliche Leidenschaft wird, das bleibt bei Hans Sachs ein allgemeines wohlwollendes Interesse, eine behagliche ideelle Theilnahme an den Bewegungen der Zeit. Göthe („der es selbst wußte, wie schwer es ist, sich hereindrängenden Zeitverhältnissen überlegen zu halten" Gervinus II, 463.) hat das an Hans Sachs sehr gerühmt und auch Gervinus, in seiner liebevollen Darstellung dieses Dichters, II, 458—477, hat

*) „Wer dem erwartungsvollen Hutten gesagt hätte, in seiner unglückseligen Gier und Unfähigkeit, die Zeit zu erwarten, daß noch nach drei Jahrhunderten ein Boden für ihn in Deutschland sein würde!" Gervinus II, 441.

es lebhaft hervorgehoben, daß „dieser Mann mit so umständlicher und eindringlicher Vielseitigkeit der Lage seiner Zeit und seines Volkes folgen und sie ergründen und in tausend verschiedenen Dichtungsstücken schildern, loben und tadeln konnte, ohne aus seiner Stelle zu weichen, ohne in seiner Besonnenheit zu wanken, ohne von seiner Höhe herabzusinken, von der er die Dinge betrachtete. Die ganze Fülle der Zustände, die ungeheure Bewegung des Lebens, die ungemeine Mannigfaltigkeit der Regungen jener Zeit öffnen uns die zahllosen Werkchen des ehrlichen Schusters, lebenvoll und sprechend, aber nicht leidenschaftlich; bewegt und eindringend, aber ohne Unruhe, ohne Mühe und Absicht. Er zeigt uns die ganze Welt in ihrer treibenden Bewegung und Hast, ungeirrt an sich selber, aus seiner stillen Klause, in der ihm nichts entgeht, nichts aber ihn mit sich reißt; nichts ihn gleichgültig läßt, nichts aber auch ihm seinen Gleichmuth raubt." (a. a. O. 461.) Das ist eine sehr wahre und liebevolle Schilderung: und auch das geben wir gern zu, daß in der Weltbeschaulichkeit des Nürnberger Poeten die bürgerliche Dichtung allerdings einen Fortschritt machte. Denn hatte sie früher nur auf die nächsten Dächer geschaut, so richtete sie ihren Blick jetzt doch überhaupt ins Freie hinaus. Und das war immer Etwas, es war sogar Alles, wozu die bürgerliche Dichtung, die nun einmal fest lag am Anker der Beschränkung, es bringen konnte; weshalb Hans Sachs ebensowohl der bedeutendste unter den Meistersängern, als auch der Letzte von ihnen ist, der überhaupt Bedeutung hat. Im Uebrigen aber, sei es nun Fehler unsers Bluts oder Beschränktheit unsrer Einsicht, genug: wir sehen in dem, was Gervinus an Hans Sachs lobt, weit weniger einen persönlichen Vorzug des

Dichters, als vielmehr einen Mangel der bürgerlichen Dichtung überhaupt, wie wir das schon früher angedeutet haben. Wir meinen immer, es würde auch dem Dichter nicht schlecht gestanden haben, der Bewegung nicht bloß zuzuschauen, sondern sie selbst in seinen Liedern und (wenn sein Glück ihm das erlaubte) in seinem Leben mitzumachen.*) Der Dichter braucht nicht bloß ein Echo zu sein, es ziemt ihm wohl, und dazu ward ihm die Gabe des Gesangs, selbst ein Echo hervorzurufen; nicht bloß mit dem Spiegel hinterdrein, er wird dem Zuge der Geschichte wohl mitunter auch vorangehen dürfen, und nicht bloß die Gegenwart wiedertönen, sondern auch die Zukunft heraufbeschwören. Aber diese Stellung des Poeten, die heut noch von den Wenigsten begriffen, von den Meisten bestritten wird, dürfen wir natürlich nicht bei Hans Sachs erwarten. Er war ein Meistersänger: und so weit wie der es bringen kann, hat er es gebracht.

An diese drei Männer nun, an jeden in seinem Kreise, hat sich die Literatur der Reformationsepoche angeschlossen. Luthers Vorgang wirkte hauptsächlich im Kirchenlied und in jenen politisch-theologischen Tractaten, zu denen er in seinen bekannten Schriften an den Adel teutscher Nation, an Herzog Heinrich von

*) Nur Einmal, 1527, als die Reformation sich Nürnberg selbst näherte, hatte seine Gleichmüthigkeit sich zu einer leidenschaftlicheren Schrift gegen das Papstthum fortreißen lassen: und auch dies nicht ganz ohne fremdes (des Andreas Osiander, eines heftigen Antikatholiken, der ihm auch die Vorrede schrieb) Anstiften. Aber der Rath von Nürnberg vermerkte das übel und verwies es ihm ernstlich: er solle seines Handwerks und Schuhmachens warten und sonst nichts. Hans Sachs ließ sich das gesagt sein; er hat es nicht wieder mit der Censur verdorben. Siehe Gervinus, a. a. O. 462.

Braunschweig, an Heinrich den Achten von England u. s. w. das Muster gegeben hatte. Hans Sachs' Einfluß erstreckte sich mehr im Allgemeinen auf Gesinnung und Denkungsart der bürgerlichen Kreise, für die er eine „moralische Autorität" war (Gervinus II, 463), als unmittelbar auf die Literatur. In desto erhöhterem Maße ward ies mit Ulrich von Hutten der Fall: sein Geist, sein Witz, sein Muth und Uebermuth war es was das Volkslied *) und das Pasquill, diese eigenthümlichste, Erscheinung jenes Zeitraums, belebte.

*) Hutten ist auch selbst Gegenstand einiger Volkslieder geworden; zwei davon theilt Soltau mit, p. 257 und 261. Beide heben besonders den theologischen Gesichtspunkt, Huttens Verdienst um Reinigung des Glaubens, hervor. Das Erste hat einigen Anklang an das Kirchenlied; das Zweite, in entschiedenem Volkston, ist weltlicher und historischer. Wie hoch er in der Meinung des Volkes stand und wieviel große und freudige Hoffnungen sich an seinen Namen knüpften, mag man aus Stellen sehen, wie die folgenden:

Huttenus halt sich veste,
das hab' ich gütten bescheyt,
er wollt gern thuen das beste
der frummen Christenhait,
thut sein Seel für vns setzen,
acht nit, wer in thue letzen,
an leib und gut drum setzen,
er halt vest unverzagt,
das Ewangely sagt.

diß lidle thue ich singen,
zu lob ainem Doctor werd,
ich hoff jm werd gelingen,
er ist groß eren werdt,
Vlrich von Hutten ich sagen,
thut leib vnd leben wagen,
vnd thut gantz nit verzagen,
got geb jm glück und sick,
daß er all sach wohl schick. (p. 259, 260.)

Wie wir nun aber überhaupt eine vollständige und nach einigermaßen bewährten Principien eingerichtete Sammlung unserer historischen Volkslieder noch immer entbehren, (denn auch die von uns oft genannte und nach ihrem vollen Werth anerkannte Soltau'sche Sammlung stellt sich selbst nur als einen Nachtrag oder eine Probesammlung bisher unbekannter Lieder dar; auf Vollständigkeit macht sie ausdrücklich keinen Anspruch), so fehlt eine solche Zusammenstellung namentlich auch noch für das Zeitalter der Reformation, wiewohl gerade dies ohne Frage die Blüthezeit unsrer Volksdichtung ist, und daher zuerst, sowohl in poetischem wie in historischem Interesse, eine derartige Sammlung wünschenswerth und dankbar macht. Einiges, wiewohl man weder etwas Vollständiges, noch auch immer das Richtige erwarten darf (vgl. Soltau in der Vorrede, p. XX.), hat Wolff mitgetheilt. Höchst dankenswerthe Nachträge sind von Soltau gegeben, bei dem die Lieder aus dem sechszehnten Jahrhundert, wie billig, den bei Weitem umfangsreichsten Theil der Sammlung bilden: p. 171—451. Die Altteutschen Volks- und Meisterlieder von Görres (1817) enthalten, trotz der ausdrücklichen Ueberschrift, p. 209, nur wenig Historisches: was überdies in neuern Sammlungen, besonders in dem Wolff'schen Buch und dem des Herrn von Erlach, größtentheils wiederholt ist. Auch die „historischen Volkslieder" aus dem sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert von Ph. Max. Körner *) halten nicht ganz, was

*) Der vollständige Titel lautet: Historische Volkslieder aus dem sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert, nach den in der Königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München vorhandenen fliegenden Blättern gesammelt und herausgegeben von Ph. Max Körner. Mit einem Vorwort von J. A. Schmeller. Stuttg. 1840. — Wenn übrigens in

sie versprechen. Denn weder sind es historische Lieder im eigentlichen und einzigen Sinne dieses Wortes, also Lieder von wirklich geschichtlichem Inhalt, noch auch ausschließlich Volkslieder, indem Vieles von dem Mitgetheilten vielmehr der bürgerlichen Dichtung zuzurechnen ist. Doch möchte gerade hierin ein gewisses Interesse der Sammlung liegen, indem wir aus ihr eine Anschauung des Einflusses gewinnen, welchen, in der früher berührten Weise, das Volkslied allmälig auch auf die bürgerliche Dichtung übte. Endlich würden noch die rein dilettantischen Sammlungen zu erwähnen sein, wie des Knaben Wunderhorn (1806) und das vierbändige Werk des Freiherrn von Erlach (1834—1837). Allein diese Werke, wenn wir auch dem einen das Verdienst der ersten nachhaltigen Anregung, dem andern den zweideutigen Ruhm, das umfangreichste aller bisher erschienenen zu sein, gern zugestehen: so sind sie doch beide, wie gesagt, zu dilettantenhaft angelegt, sie entbehren zu sehr aller und jeder Ordnung, sie halten zu wenig am Begriff des Volksliedes fest, sie sind, bei unendlich viel Ueberflüssigem, doch zu unvollständig und in dem, was sie geben, bei Weitem zu ungenau und willkührlich, als daß man sie Lesern empfehlen könnte, die nicht bloß mit dem allgemeinen Interesse gemüthlich-poetischer Anregung, sondern mit historisch wissenschaftlichem Bedürfniß und dem Wunsch, den Charakter eines bestimmten

---

der obigen Uebersicht mit Uebergehung dessen, was von historisch politischen Liedern gelegentlich in Zeitschriften und andern Werken (besonders im Hormayrschen Hist. Taschenbuch) zerstreut ist, nur ausdrückliche Volksliedersammlungen angeführt werden, so wird das durch die Rücksicht auf dasjenige Publikum, welches diesem Taschenbuch hauptsächlich gewünscht wird, hinlänglich gerechtfertigt sein. Wer genauere Nachweise sucht, der findet sie in erschöpfender Vollständigkeit bei Soltau, Vorr. p. VIII fgg.

Zeitabschnitts aus den ihm zugehörigen Volksliedern sich klar zu machen, an die Sache herangehn wollen. Vgl. über beide Sammlungen die Vorrede des Herrn von Soltau, p. XIV fgg. und XXXIX fgg., und sodann in der Erlach'schen Sammlung besonders den zweiten Band, Seite 161 fgg. (wo freilich nichts als ein Auszug aus Wolff) und 345—532.

Im Ganzen indeß ist das bisher Veröffentlichte hinreichend, sowohl um die hauptsächlichsten Kreise zu übersehen, in denen das historisch-politische Lied dieses Zeitalters sich bewegt, als auch um die Art und Weise kennen zu lernen, wie das Volkslied sich dieser Stoffe bemächtigte und wie es sie handhabte. Um dies Letztere vorauszunehmen, so theilt auch dieser Zweig der Volksdichtung den allgemeinen Charakter der gesammten Gattung, insofern in dem Volksliede (vgl. Götting. Dichterb. 20—23.) das Pathos des Gemüths, die lebendige Theilnahme des Subjects zwar bereits erwacht ist, aber nur des Subjects in seiner Allgemeinheit; individuelles Leben dagegen und persönlicher Charakter mangeln ihm. Wie in den Liebes-, Trennungs- und Wanderliedern das sentimentale Interesse, so wird hier auch das politische nur in allgemeinen typischen Umrissen sichtbar. Daher einen prägnanten, großartigen Charakter, selbständige politische Ansichten, eine entschiedene persönliche Haltung, wie sie die Gedichte Walters von der Vogelweide und Ulrichs von Hutten auszeichnen, dürfen wir vom politischen Volkslied nicht erwarten. Somit ist auch die Zahl der eigentlichen Tendenzgedichte verhältnißmäßig sehr gering: solcher Gedichte, meinen wir, die die Ueberzeugung eines Einzelnen oder einer Partei, eine bestimmte politische Ansicht, ein politisches Glaubensbekenntniß, als solches, aussprechen. Vielmehr schließt sich das Volkslied

fast durchgängig historischen Ereignissen oder Personen an, und wiederum lieber Ereignissen als Personen; hauptsächlich kriegerischen Ereignissen, Schlachten, Belagerungen, Siegen und Niederlagen. In der Regel bildet ein Stoff dieser Art den eigentlichen Kern des Liedes, das insofern historisches Lied ist; das politische Element tritt nur im Allgemeinen in der Auffassung dieser Ereignisse herzu, ob diese das Geschehene billigt und preist, oder ob sie es als ein Unglück und eine Schmach darstellt. Auch dies geschieht oft nur in sehr flüchtigen und allgemeinen Zügen, meistens und hauptsächlich schon im Eingang des Liedes, der in der Regel, nach Art der alten Epen, das zu erzählende Ereigniß mit kurzen Worten ankündigt und sogleich eine Art von Kritik beifügt, nach der man die Stellung des Liedes zu seinem Gegenstand, ob dieselbe freundlicher oder polemischer Natur ist, sogleich beurtheilen kann. Aehnlich wiederholt sich dies am Schluß, wo der Dichter theils seinen Namen nennt, theils eine andere allgemeine Bezeichnung seiner Person, seines Alters, Standes oder dergleichen, beifügt, in der Regel mit der Versicherung, daß er bei dem oben besungenen Ereigniß selbst zugegen gewesen, und daß er auch in Zukunft wieder, wenn es sich so füge, seinen Mann stehn wird. Vgl. Soltau, p. LXVI fgg., und Gött. Dichterb. p. 21, 22.

Was sodann zweitens die historischen Kreise angeht, in denen diese Dichtung sich bewegt, so ist in dem ganzen Zeitalter der Reformation, vom Anfang des sechszehnten Jahrhunderts bis über die Mitte des siebzehnten hinaus, wohl kein einziges historisches Ereigniß von nur einiger Erheblichkeit, das nicht seinen Sänger und sein Lied gefunden hätte. Diese außerordentliche Fülle und Fruchtbarkeit der Volksdichtung macht es schwer, ja

bei der gegenwärtigen Beschaffenheit unsrer Sammlungen möchte es unmöglich sein, diese Kreise vollständig zu übersehen und zu sondern. Den Mittelpunkt bildet allerdings der religiöse Kampf. Da giebt es Lieder für Luther und gegen Luther, für den Papst (z. B. Soltau, 278, wo die Note am Schluß p. 284 zu beachten) und wider ihn. Doch ist die Partei der Reformation bei Weitem gesang- und liederreicher, als die katholische Partei; denn immer ist das Pathos des Angriffs lebendiger, als das des bloßen Widerstandes, die Freiheit poetischer als die Unterwerfung. Auch innerhalb der protestantischen Partei selbst giebt die Spaltung in Lutheraner und Calvinisten allerhand Stoff zu Gedichten, mitunter von größter Erbitterung und heftigstem Ton: s. Einiges der Art bei Wolff, 303 fgg. Aber die Energie der Dichtung wächst mit der Energie der Thatsachen; der ausbrechende Krieg steigert die Zahl der Lieder, ihre Mannigfaltigkeit und Frische um ein Unermeßliches. Zuerst der Bauernkrieg: s. Wolff, 198 fgg., und Soltau, 297—315, wobei es jedoch merkwürdig und ein Zeichen für die Stimmung ist, welche, trotz aller religiösen Aufregung, doch in Betreff politischer Zustände damals noch in Deutschland herrschte, daß von allen Gedichten, die über diesen Krieg erhalten sind, sich kaum ein einziges zu Gunsten der armen Bauern ausspricht. Sogar nicht einmal Mitleid hat man mit ihnen und erkennt das Drückende der Lage an, durch welche sie, verbunden allerdings mit hirnlosen, abentheuerlichen Schwärmereien, zu jenem verzweifelten Aufstand getrieben wurden: sondern verspottet werden sie und ausgelacht, nicht von ihrem Elend, nur von ihrer Hoffart wird gesprochen, ja es gilt schlechthin für etwas ganz Unerhörtes, ganz Widersinniges, daß die Bauern sich haben

erfrechen wollen, „gegen die Herren" sich aufzulehnen. Sodann der schmalkaldische Krieg und Moritz' Unternehmung gegen Karl, wo es besonders die Person dieser Beiden, und wiederum überwiegend die Person des Kaisers ist, an die sich die Dichtung, bald freundlich, bald feindlich anlehnt. Doch überwiegt, was den Kaiser anbetrifft, zuletzt die Zahl der Spottlieder bei Weitem die wenigen, die Gutes von ihm zu sagen wissen: vgl. Wolff, 182, 267, 380 fgg. Soltau, 354 fgg. und Vorr. p. XXXIV, XXXV. Daneben laufen andere Ereignisse, die der reformatorischen Bewegung der Zeit zwar ferner stehen, die aber gleichfalls nicht unbesungen bleiben, wie vornämlich die Würtemberger Händel (s. besonders Soltau, 225 fgg.), die Braunschweigischen (Wolff, 115.), die Grumbach'schen (ebend. 138, Soltau, 425.) u. s. w., woran auch einzelne außerdeutsche Begebenheiten und Personen, die Schlacht von Pavia (Soltau, 287, vgl. Vorr. LX und LXXXIV. Wackernagel's Lesebuch II, Sp. 1591 f. Wolff, 657, und Barthold im Leben Georg's von Frundsberg, in den Beilagen p. 507 fgg., vgl. p. 350, Note 1.) und Anderes sich anschließen. Nach dem Jahre 1560 tritt eine gewisse Ermattung ein, herbeigeführt weniger durch die Censurmaßregeln, deren wir sogleich gedenken werden, als dadurch, daß die Bewegung der Reformation von dieser Zeit an scheinbar stille stand. Erst mit der gewaltigen Feuersbrunst des dreißigjährigen Krieges flammt auch das politische Volkslied wieder auf: Wolff, 411—442, und Soltau, 453—509. Aber die alte Kraft und die alte Fülle sind verschwunden. Denn schon hatte damals die Hegemonie der Volksdichtung ihr Ende erreicht, die Poesie der Gelehrten hatte sich an ihre Stelle gedrängt, und die Volksdichtung war nur noch ein untergehendes Gestirn. So wird auch der Kreis

immer enger, in welchem sich das politische Gedicht bewegt. Außer und nach dem dreißigjährigen Kriege ist es fast nur die Türkennoth und hie und da einmal ein auswärtiges Ereigniß, ein berühmter General, die Neuigkeit einer Schlacht u. dgl. *), woran das Volkslied sich hinfristet, bis es endlich völlig verstummt, **) um noch einmal in der Kunstdichtung der modernen Zeit von Neuem zu erwachen.

---

*) Die Türkenlieder siehe bei Wolff, p. 7 fgg., und Soltau, 320 fgg. Ferner ebendaselbst p. 517 eine ‚Gantz neue Zeitung, daß der Chur-Fürst von Sachsen die Frantzosen tapfer aus dem Sandhofen geschmissen,‘ 1690. Triumphirendes Seelied oder Engelländische clique und Holländische Sarabande, 1692: ebend. p. 519. Ferner Lieder auf dänische Zustände von 1713: p. 525, auf Prinz Eugen: 537, und Marlborough p. 532. — Das Gedicht auf die Enthauptung Karls des Ersten von England, 1649, von Georg Greflinger (bei Soltau p. 514, und auch bei Erlach I, 203, vgl. Koch, II, 129, sowie über den Dichter selbst Gervinus, III, 276—278.) gehört keinesfalls unter die Volkslieder, sondern entschieden zur Kunst- und Gelehrtendichtung, wo es namentlich mit der Gemordeten Majestät oder Carolus Stuardus des Gryphius (Gervinus III, 43 und die genaue Analyse von Tieck im 2. Band des altd. Th.) zu combiniren ist.

**) Einen nicht geringen Antheil an dem Erlöschen des historisch-politischen Gedichts hat gewiß auch das Aufkommen eigener politischer Zeitungen, seit Anfang des siebzehnten Jahrhunderts (die erste regelmäßige Zeitung erscheint 1612, doch gab es einzelne Zeitungsblätter schon seit Ende des funfzehnten Jahrhunderts). Dadurch wurden die historischen Lieder, die bis dahin, vermöge ihrer Sangbarkeit und dadurch ihrer allgemeinen Verbreitung, die Stelle der Zeitungen vertreten hatten, wenigstens in dieser Rücksicht entbehrlich. Daß sie diese Stelle zum Theil wirklich vertreten haben, giebt schon der Titel vieler Lieder: Ain new Zeitung ꝛc. zu erkennen. Ein höchst deutliches Exempel bietet das Gedicht von dem Sieg der Schweden bei Lützen, bei Soltau 498. Es hat auch die Ueberschrift: Gewisse newe Avise, und die Kehrseite des letzten Blattes enthält noch einen in Prosa abgefaßten Bericht aus Oesterreich. S. Soltau a. a. O. in der Note.

Zum Schluß dieses Abschnittes haben wir noch der schon oben genannten Pasquille zu gedenken, als einer besondern und sehr entschiedenen Form unsrer politischen Volksdichtung, in der man sich, besonders in den ersten dreißig Jahren der Reformation, ganz außerordentlich gefiel. Es giebt über diesen Gegenstand eine erschöpfende Monographie von Johannes Vogt: „Ueber Pasquille, Spottreden und Schmähschriften aus der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts" in des Herrn von Raumer histor. Taschenbuch. Neunter Jahrgang, 1838 p. 321—524, und können wir daher in dem Wenigen, was wir hier über diesen Gegenstand zu sagen haben, uns vornämlich dieser Schrift anschließen.

Zuerst ist zu bemerken, daß in dieser Art von Poesieen das poetische Interesse vollständig zurücktritt gegen das polemische. Wir haben sie daher als eine Art von Zwittergattung zu betrachten, die nicht selten, wie aus dem Geist der Poesie, so auch aus der poetischen Form heraus- und als Spottschrift, als Tractat und Abhandlung, einem Gebiete anheimfällt, das außerhalb der Grenzen unsrer Betrachtung liegt. Sodann, wie wir gesehen haben, daß der deutschen Poesie die Anregung zur politisch historischen Dichtung überhaupt nicht aus der Mitte Deutschlands selbst, sondern von fremdher, von den Grenzländern gekommen: so entwickelt sich auch das deutsche Pasquill erst in Nachahmung der Fremde. In Italien, in Rom, an der Säule des Pasquin, war das Pasquill geboren (a. a. O. 341). Schon hier, in seinem ersten Ursprung, war ihm der Weg vorgezeichnet, den es sodann besonders in Deutschland fortsetzte: seine polemische Richtung nämlich gegen den Papst, die Gebrechen der Kirche, die Schwelgerei und Sittenlosigkeit ihrer Diener.

Eine Waffe dieser Art, so scharf, so schneidend, so bequem zu handhaben, konnte auch in Deutschland, in der gewaltigen Bewegung der Reformation, nicht unbenutzt bleiben, zumal da hier der Boden dafür so überaus günstig war. Denn hatten wir in Deutschland auch keine Säule des Pasquin und kein müssiggängerisches Publikum, das sich vor dieser Säule versammelt: so hatten wir, was unendlich viel mehr war, eine Nation, die von einer allgemeinen historischen Krisis ergriffen war, und als Hilfsmittel unzählige Druckerpressen, die das verwegene Wort mit Flügeln versahn, mit unhemmbaren, unermüdlichen. Mit welchem Eifer der Deutsche, dessen langsamer, gutmüthiger Natur man dies wohl kaum zugetraut hätte, dieses Feld der Literatur ausbeutete, dies zeigen hauptsächlich die Pasquillorum tomi duo, welche angeblich von Cölius Secundus Curio gesammelt, im Jahre 1544 zu Basel ans Licht traten (siehe Vogt a. a. O. 341 Note, für dessen Aufsatz diese Sammlung die vorzüglichste Quelle gewesen ist, und Koch's Compendium I, 157. 158.) und von denen ein ansehnlicher Theil, namentlich im zweiten Band, auf die deutschen Verhältnisse bezüglich ist. Vogt, in dem gedachten Aufsatz, hat von mehren dieser Pasquille eine ausführliche Analyse gegeben.*) Das All=

*) Wir wollen hier nur eines davon beiläufig hervorheben, die „gründliche ursach der jetz schwebenden Kriegsleuff und wie sich darin zu halten sei. Dazu ein klag des teutschen Lands," von Johann Schradin von Reutlingen, 1546: s. Vogt, 488—503. In diesem Gedichte nämlich treten Ariovist, Armin, Friedrich Barbarossa (dessen Mythus vom Kyffhäuser in demselben Jahre, 1546, zuerst entsteht: a. a. O. 489 fgg.) und Frondsberg auf; Armin namentlich erzählt (p. 499) seine Heldenthaten und wie er die alten Deutschen befreit. Somit sehen wir hier den Anfang jener deutschthümelnden, in die Vergangenheit unsrer Geschichte und den alten Ruhm unsrer Altvor=

gemeine ihres Inhalts angehend, zerlegt er sie in zwei große Kreise (p. 362). Der eine, umfangreichere, umfaßt die Kirche und das Kirchenwesen; in ihm wieder lassen sich die katholische Kirche im Allgemeinen, sodann der Papst mit dem römischen Hof und der Geistlichkeit überhaupt, ferner die Concilien, besonders das zu Mantua, und endlich das Interim unterscheiden, welches letztere einen der ergiebigsten und beliebtesten Stoffe dieser polemischen Literatur abgiebt: p. 429 fgg. Der andre beschäftigt sich mit den weltlichen Verhältnissen; er geißelt besonders den Kaiser, Karl den Fünften, und dessen Anstalten zur Unterjochung der deutschen Freiheit, sowie als dessen Anhang die Fürsten und die Stände des Reiches überhaupt. — Was ferner die Form betrifft, so sind diese Spottschriften, insofern sie überhaupt noch dem Gebiete der Dichtung angehören, meist in Dialogen abgefaßt: a. a. O. 346. 390, wobei wir theils an die lokale Entstehung des Pasquills, als eines Frag- und Antwortspieles zwischen Marforio und Pasquin, theils aber auch an den durch Ulrich von Hutten vermittelten Einfluß des Lucian'schen Dialogs zu denken haben. — Eine besondere Bedeutung endlich erhalten diese Pasquille auch noch dadurch, daß sie zu Personen und Kreisen gelangten, denen, wie wir wohl annehmen mögen, das eigentliche Volkslied sich nicht nähern durfte. Denn nach Vogt's Mittheilung (p. 361) cursirten diese Pasquille auch an den Höfen und unter den Vornehmen, die sie wechselseitig, zur Ergötzung, sich zuschickten. Sie nahmen also selbst keinen Anstoß an einer Literatur, die sie nichts desto

dern sich vertiefenden Richtung, der wir nachher noch mehrfach begegnen werden, und zu welcher sogar schon in Hutten ein Ausgangspunkt liegt: Gerv. III.

weniger im Volke unterdrücken wollten oder sollten; weshalb es denn diesen Unterdrückungsmaßregeln auch durchgängig an derjenigen Energie der Ausführung mangelte, die ihnen allein zu einer, sei es auch nur momentanen Wirksamkeit hätte verhelfen können.

Nämlich schon im Jahre **1524** hatte Karl der Fünfte ein Censuredict gegen die politischen Lieder und Pasquille erlassen. Allein bei der Stimmung des Volks und zum Theil sogar der Großen konnte dasselbe nicht anders, als ohne Wirkung bleiben; so daß es bereits wenige Jahre darauf (**1530**) mit geschärften Drohungen wiederholt werden mußte. Als sodann in den vierziger Jahren mit dem Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges die gegenseitige Erbitterung der Parteien sich noch ungeschminkter offenbarte, und als namentlich nach so viel gewaltsamen Vorgängen, die über die eigentlichen Bestrebungen des Kaisers keinen Zweifel ließen, Karl der Fünfte selbst, „der Metzger von Holland", (a. a. O. **505**, die weiteren Citate s. p. **508**.) der unmittelbare Gegenstand rücksichtloser Angriffe und Verspottungen geworden war: so steigerten, mit der steigenden Polemik, sich auch die Verbote, so daß sie in der kurzen Frist von acht Jahren (**1541** bis **1548**) nicht weniger als dreimal von Kaiser und Reich erneuert wurden: Vogt, **351 — 358**, bis endlich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts mit der überhaupt eintretenden Abspannung auch diese Polemik sich verlor, oder doch in engere, vornämlich theologische Grenzen zog. Späterhin, im dreißigjährigen Kriege, erwachte sie von Neuem, hauptsächlich als politische Karrikatur, zu der auf einzelnen Flugblättern und Schildereien die Poesie sich mit den zeichnenden Künsten, dem Holzschnitt und Kupferstich

verband: worüber die neuen und interessanten Mittheilungen bei Gervinus III, 305 – 310 zu vergleichen. *)

Endlich müssen wir hier auch noch des Drama's gedenken, dessen erste Entwicklung überhaupt in dies Zeitalter fällt und das daher gewissermaßen in politischer Luft aufwächst. Somit lag es ziemlich nahe, das politische Element mit Vorliebe auf diese neue Gattung zu übertragen. Denn erstlich war schon in der üblichen dialogischen Fassung des Pasquill, deren wir oben gedacht haben, ein formaler Uebergang zum Drama gegeben. Sodann forderten zu einem ähnlichen Uebergang auch die Processionen und kirchlichen Spiele des Katholicismus auf, die jetzt, mit dem Eintritt der Reformation, großentheils ihres religiösen Inhalts entledigt waren, und statt dessen ein bequemes Gefäß für allerhand polemische Beziehungen darboten. Und endlich waren alle Schaustellungen dieser Art damals noch, im Sinne der Alten, eine Sache des Gemeindewesens oder wenigstens städtischer Körperschaften, und also schon an sich ein Akt öffentlicher, politischer Thätigkeit. Sie waren mithin noch mehr, als jetzt, wo wir (närrisch genug: denn bei unsern Opern und Baletts und den Stücken „nach dem Französischen", welchen Grund haben wir dazu?) die Bühne ja auch noch als das

*) Kehrein I, 251 fgg. citirt ein bis dahin noch unbekanntes Singspiel: „Der von Ponitz, Eugenio und Duc de Marlebourg curirte Ludovicus XIV. König in Frankreich ꝛc.", welches den spanischen Erbfolgekrieg mit vieler satyrischer Laune behandelt. Nach dem, was Kehrein davon mittheilt, scheint man es als ein verspätetes und in dieser Zeit vermuthlich einzeln stehendes, politisches Pasquill betrachten zu dürfen.

letzte Refugium der Oeffentlichkeit zu rühmen pflegen, eines großen Publikums, so wie einer weit greifenden, allgemeinen und sinnlich energischen Wirksamkeit gewiß.

Auch hier ging wieder die Schweiz mit der ersten Anregung voraus. Gerade in der Schweiz standen sich damals, wie jetzt, die religiös politischen Parteien, die Anhänger der alten und der neuen Zeit, am Schroffsten gegenüber. Auch hatte sich gerade hier, unter dem Schutz der politischen Einrichtungen, ein bequemes und reichliches Volksleben entwickelt, das sich gern in Aufzügen, Fastnachtspielen und andern Belustigungen dieser Art erging. Die zwei Fastnachtspiele des Nicolaus Manuel (über den eine eigene Schrift von Grüneisen erschienen ist, 1837; vgl. Gervinus II, 450. Koberstein, 314 Anm. und die ausführlichen Titel bei Kehrein, dramatische Poesie der Deutschen, I, 78. 79), die im Jahre 1522 zu Bern von dortigen Bürgersöhnen aufgeführt wurden, und in denen „die wahrheit in schimpffs weiß vom pabst und seiner priesterschaft gemeldet wird", werden wir, neben den Komödien des Pamphilius Gengenbach, gleichfalls eines Schweizers, die jedoch mehr nur den moralisch satirischen Standpunkt behaupten (Kehrein, a. a. O. 81. 82, und Gervinus II, 387. 419. III, 87.), wohl als die frühesten Anfänge dieser Richtung unsers Drama zu betrachten haben. Auch katholischer Seits bleiben die Entgegnungen nicht aus: Kehrein, p. 81, wie dann im Ganzen diese Literatur mehr die religiösen, als die politischen Differenzen der Reformation ausbeutete, und auf diese Weise die Veranlassung zu jenen geistlichen und Schuldramen gab, die sich, hauptsächlich von Pastoren und Schulmeistern, bald auch ohne Rücksicht auf Darstellung geschrieben, noch Jahrhunderte lang, bis in das achtzehnte Säculum fort=

schleppten; worüber Gervinus in den ersten Abschnitten des dritten Bandes, und in Kürze die Angaben bei Kehrein I, p. 108 fgg., sowie das vortreffliche Handbuch von J. W. Schäfer, 1842, I. 263 zu vergleichen. Mitunter zwar theilten auch diese dramatischen Vorstellungen das oben berührte Vorrecht des Pasquill, daß sie sich unmittelbar den Königen und Fürsten nähern durften, in welchen Fällen ihre Tendenz allerdings entschieden politischer Natur war. So bei den Tragödien, die 1523 im königlichen Saale zu Paris, nicht weniger bei der Pantomime, die in Augsburg vor Karl dem Fünften und König Ferdinand, im Interesse der Protestanten, zur Warnung und Besänftigung aufgeführt ward: Gervinus II, 451 und Kehrein I, 79 fgg. Uebrigens scheint auch dies bemerkenswerth, und mag als ein Nachtrag zu dem früher Gesagten dienen, daß der hauptsächlichste und ohne Vergleich fruchtbarste dramatische Dichter dieser Zeit, Hans Sachs, unter den beinahe zweihundert Stücken, die er geschrieben und in denen er die ganze Weltgeschichte, alt und neu, heidnisch und christlich, Mythologie und Bibel, Historie und Volksbuch geplündert hat, doch kein einziges Drama aufweisen kann, das unmittelbar auf die Zeit bezüglich wäre: siehe den ausführlichen Katalog seiner dramatischen Dichtungen bei Kehrein, a. a. O. 98—107.

So werthlos und unbedeutend diese dramatischen Anfänge nun auch sind, so zweckmäßig dünkte es uns doch, sie eben hier zu erwähnen, weil gerade in ihnen die allgemeinen Mängel dieser ganzen Literaturepoche am Sichtbarsten werden. Nämlich in der mangelnden Charakteristik, in der typischen, wir möchten sagen holzschnittartigen Einförmigkeit der dramatischen Personen, zeigt sich der Mangel an individuellem Leben; in der rohen und

ungeheuerlichen Form dieser Versuche der Mangel an Form und Schönheit überhaupt. Diese beiden Stücke waren es, die wir oben bereits, bei Besprechung des Volksliedes, vermißten und die wir schon da als die nächsten Zielpunkte der weiteren Entwicklung bezeichnet haben. Das abstracte Subject muß sich zur Individualität, die Formlosigkeit zur Schönheit concentriren, damit so endlich, aus der Vereinigung und Versöhnung dieser Beiden, die wahre Grundlage aller modernen Kunst, die schöne Persönlichkeit, gewonnen werde.

Es hält schwer, in den Jahrhunderten, welche der Reformation zunächst folgen, wenn man sie mit dieser selbst vergleicht, nicht einen Rückschritt der historischen Entwicklung zu sehen. Gegen die großartige Aufregung der Reformation, welche Stille, welche Erstorbenheit des deutschen Lebens! Jene schöne Begeisterung, jene Aufopferung für das Ewige und Wahre, an der das Zeitalter der Reformation so reich ist, wie ist sie nun wieder verdrängt von Selbstsucht, Gesinnungslosigkeit und Scheu vor allen öffentlichen Dingen! Der frisch quillende Brunnen der Luther'schen Reformation, dieses Wasser des Lebens, wie graben die Theologen es ab, wie zertheilen sie es nutzlos in tausend armselige, kleine Rinnsale, die die unfruchtbaren Dünen ihrer Dogmatik doch nicht fruchtbar machen können, die vielmehr selbst ersticken und austrocknen unter dem Flugsand einer scholastischen, unerquicklichen Polemik! Die Poesie, wie wagte sie sich so keck hinein in Kampf und Schlacht, die muthige Bannerträgerin der Parteien — und wie ist sie nun zur Stubensitzerin geworden!

Die schmetternde Lerche des Volksliedes, wie macht an ihrer Stelle der Staarmatz der Gelehrtenpoesie sich breit mit seinen lateinischen und griechischen, seinen italienischen und holländischen, seinen französischen und englischen Melodieen!

Aber wer, der bloß die Pracht der Blüthe kennt und nicht wüßte, daß aus der entblätterten Knospe, in dieser unscheinbaren, kleinen, farblosen Gestalt, die Frucht selber reift — würde der nicht auch diesen Uebergang der Blüthe in die Frucht, die scheinbar die Blüthe aufhebt und die doch in Wahrheit nichts Anderes ist, als eben die wahre Verwirklichung der Blüthe, für einen Stillstand, einen Rückschritt der Entwicklung halten? Es ziemt sich aber wohl, daß wir dasjenige, was wir täglich an jedem Baum auf dem Felde sehen, auch dem urewigen Baum der Geschichte zutrauen. Auch in der Geschichte giebt es gewisse Zeitabschnitte, die, wie die Blüthe die Frucht, so gleichsam in einem kurzen Auszuge der Zukunft, diese selbst vorbilden. Solche Perioden sind glänzend und schön, wie die Blüthe; aber sie sind auch kurz, wie sie, und die nachfolgenden glanzloseren Jahrhunderte, welche in stiller, mühseliger Arbeit verwirklichen und begründen, ausfüllen und darstellen, was in jenen nur Vorbild und Andeutung war, sind so wenig ein Rückschritt, wie die reifende Frucht ein Rückschritt der Blüthe ist.

So müssen wir die Jahrhunderte beurtheilen, die sich, bis zur Mitte des achtzehnten, an die Reformation anschließen. Namentlich müssen wir diesen Gesichtspunkt auch für die Literatur festhalten. In ihr gingen alle Bestrebungen zunächst auf die Form. Und wie wir das früher schon bei der ältesten Literatur der Geistlichen bemerkten, so müssen wir jetzt auch bei

der Dichtung der Gelehrten uns, um nicht ungerecht zu werden, ausschließlich von formaler, von philologischer Rücksicht leiten lassen. Es war gewiß nichts Kleines, das spröde, brüchige Metall der Sprache des sechszehnten Jahrhunderts an die vollendete Rhythmik der antiken Dichtung anzuschmiegen; es war nichts Kleines, unser Ohr, das unbeleidigt blieb, so von dem wüsten Einerlei der Meistersänger, wie von der formlosen Willkür des Volksgesangs, für die schöne Mannigfaltigkeit der alten Maße, für die zierlichen Reimverschlingungen der italienischen Sprache empfänglich zu machen; nichts Kleines endlich, unsern schwerfälligen, nordisch abentheuerlichen Sinnen das Gefühl, das Bedürfniß und endlich die Fähigkeit hellenischer Schönheit aufgehen zu lassen.*)

Aber so nöthig und ersprießlich dieser Uebergang, so unvermeidlich war es auch, daß während desselben die ganze Haltung unsrer Poesie und namentlich ihre Stellung zum Leben sich wesentlich veränderte. Die Literatur zieht sich in sich selbst zurück; sie hat nichts mehr mit dem Leben und der Oeffentlichkeit zu thun, sie ist sich Selbstzweck und arbeitet, die reformatorische Wirkung nach außen hin verschmähend, ausschließlich an sich selbst und ihrer eigenen formalen Bildung. Selbst, wo sie das patriotische, das deutsche Element einmal ergreifen will, kann sie ihm nur von der formalen oder der gelehrten Seite beikommen: wir meinen die sprachlich puristischen Bemühungen, wie sie sich in

*) Der Verf. erlaubt sich hier wiederum auf den Gött. Dichterb. p. 36 fgg., sowie auf seine beiden Aufsätze: Zur Geschichte der deutschen Uebersetzungsliteratur in den Hall. Jahrb. 1840 Nr. 57 fgg. und: Ueber die Literatur der Niederländer und ihr Verh. zur deutschen Lit. ebend. 180 fgg. zu verweisen.

Philipp von Zesen und seinem Anhang bis zur Karrikatur gesteigert haben, wie sie aber mehr oder weniger allen Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts zu Grunde liegen, und sodann jene antiquarische Beziehung auf die germanischen Urzustände, deren Ausgangspunkt wir schon oben in einem Pasquill des sechszehnten Jahrhundert gefunden haben, und auf die wir sogleich des Näheren zurückkommen werden. In dieser Art währt der sogenannte Verfall unsrer Literatur durch zwei volle Jahrhunderte, von der Mitte des sechszehnten bis gegen die Mitte des achtzehnten. In dieser Zeit wird (um nur dies festzuhalten) die Form der Poesie von den halb zufälligen Trimetern des Paul Rebhuhn (in der keuschen Susanne: vgl. Gervinus III, 84.) bis zu den Metren eines Klopstock, Rammler, Voß u. s. w. fortgebildet: — und damit ist denn schon ausgesprochen, was von diesem sogenannten Verfall zu halten ist.

Für den Zweck unsers Aufsatzes können wir über diese Periode rasch hinweggehen. Allen Dichtern dieser Zeit, selbst den vortrefflichsten, ist die Abneigung gegen die Geschichte, die Sehnsucht nach friedlichen, idyllischen Zuständen, der Hang zur Reflexion, der leidenschaftlosen, und damit die Vorliebe für die Didaktik und ganz besonders für die Beschreibung, als die unverfänglichste aller Poesieen, gemein. Es sind durchweg Gelehrte nicht zwar solche, wie die Reformation und die Zeit unmittelbar vor derselben sie gekannt hatte, Humanisten, wie Rudolph Agricola, Celtes, Reuchlin und Andere, über die man das schon öfter genannte Werk von Erhard vergleichen wolle. Diese hatten mit der formalen und gelehrten Erbschaft des Alterthums zugleich die große Gesinnung der antiken Welt überkommen; die nach-

folgende Zeit dagegen gebar jenen Begriff des Gelehrten, wie wir ihn, traurig genug! der großen Mehrzahl nach noch heute haben: Männer, die nur den Büchern, nie dem Leben, nur der Oeffentlichkeit der Literatur, nie der Oeffentlichkeit des Staates leben. Bleiben wir nur bei Opitz stehen: Gervinus III, 203 fgg. Das ist nun ein viel gepriesener Dichter, der sogenannte Vater unsrer neuern Poesie: ein Name, den man mit den nöthigen Einschränkungen und bloß in formaler Hinsicht ihm allerdings wohl lassen mag. Aber wenn man nun weiß, daß das Leben dieses Dichters in die Zeit des dreißigjährigen Krieges fällt, dieses Krieges, der den Untergang des deutschen Volks herbeizuführen schien und der, sollte man meinen, in dieser ungeheuern Noth des Vaterlandes wohl hätte den letzten, kleinsten Funken des Patriotismus zu hellen Flammen aufblasen, den ärmsten, erbärmlichsten Feigling hätte zum Manne machen sollen: wird man nicht voll Erwartung sein, welchen Antheil die Poesie des Opitz an diesem Kriege nimmt? Sehr schmerzlichen Antheil, in der That; aber keinen männlichen, keinen politischen Antheil. Er beklagt den Krieg, er seufzt über die vielen Schlachten und das grimmige Blutvergießen, dessen Ende er herbeiwünscht: allein über diese Elegieen, über dies unfruchtbare Mitleid, dies gemüthliche Predigen und Ermahnen kommt er auch nicht hinaus. Ihn stört und grämt nur die Unruhe des Kampfs, die großen Motive desselben sieht er nicht, wenigstens ist er ohne Interesse für sie. In auswärtige Dienste, als Hofgelehrter, verdingt er sich, während das Vaterland Noth leidet an Männern; alten Inschriften forscht er nach und edirt altdeutsche Gedichte, aber von dem Strom der deutschen Geschichte hält er sich in ängstlicher Entfernung; Protestant ist er und verschmäht es nicht, dasselbe

Haus Oesterreich, das zu derselben Zeit seinen Glauben ausrotten und die Freiheit seines Vaterlandes vernichten will, in Lobgedichten zu preisen, ja er ist nicht zu stolz, aus der Hand desselben Kaisers, dessen Heere sein Vaterland zerfleischen, den poetischen Lorbeer (1625), den Adelstand und ähnliche Ehren anzunehmen. So auch in der Poesie. Die Ehre des deutschen Namens, „den Lauf der großen Helden, die sich vor dieser Zeit den Römern widersetzt und in dem stolzen Blut ihr scharfes Schwerdt genetzt", hat er besingen wollen; aber siehe da, unter der Hand ist ihm ein Wald voll Liebsgedichten daraus geworden, nachgemachten natürlich, wie ja die ganze Wendung den alten Poeten, von Anakreon abwärts, abgelernt ist, und wie die ganze Gelehrtenpoesie nur eine Poesie der Convention und Tradition ist: Gött. Dichterb. p. 50: und statt des Lobes ihrer Helden hat er „der deutschen Nation" nur das Lob seiner „Asterie" zu überreichen. Siehe den Eingang zum vierten Buch der poet. Wälder, Band II, p. 143 der Breslauer Ausg. von 1690. Die Süßigkeit des Landlebens besingt er und die Ruhe des Gemüths, während draußen die Woge des dreißigjährigen Krieges schäumt. Seine guten Freunde und Gevattern, die wohledlen Herren Rößler, Buchner und Consorten, und Berggipfel und murmelnde Bächlein und Waldeinsamkeiten — das kann er besingen, davon hallt seine Leier wieder: aber für die Helden seines Landes, seines Glaubens hat er keine Sprache. Er versucht es mitunter; er singt dem Kriegsgott (1628) einen Lobgesang, lang und künstlich, strotzend von Gelehrsamkeit und mythologischem Bilderkram, er thut trotzig und giebt zu, daß wir Männer zum Krieg erkoren sein, wir werden nicht „mit Dutten als ein Weib" geboren — Allein was mehr? Der ist auch ein Mann,

der sich seinem Vaterlande zu gut erhält; wer jung erschossen wird, der, hat er sich sagen lassen, wird nicht alt; — nicht für die Praxis des Lebens, er ist bloß für die Literatur vorhanden, außerhalb welcher ihm keine Existenz denkbar oder wünschenswürdig ist:

Dem Einen ist zu thun, zu schreiben mir gegeben,
Und möcht' ich, wie geschieht, nicht in den Büchern leben,
Ich lebte gar nicht mehr. (a. a. O. I, 100. 101.)

Dies ist bei Opitz nicht eine besondere persönliche Schwäche oder Indifferenz seiner Natur, es ist der allgemeine Charakter dieser Zeit und steht daher mit allen übrigen, auch den löblichen und achtungswerthesten Eigenschaften derselben in unlösbarem Zusammenhange. Denn um nur dies Letzte aufzugreifen, dies einseitige Bewußtsein ausschließlich als Poet, das sich in den obigen Versen des Opitz ausspricht, und dies Gewicht, welches, der Praxis gegenüber, der abstracten Theorie der Literatur beigelegt wird: so fällt es in die Augen, wie nahe dies mit der ansehnlicheren und gewichtigen Stellung zusammenhängt, welche die deutschen Poeten durch Opitz, wie späterhin noch einmal und in erhöhtem Grade durch Klopstock, gewonnen haben, und welche durchaus nothwendig war, wenn zukünftig einmal die Dichter wieder ihre Stelle als berufne Sprecher der Nationen einnehmen sollen.

Allein wir wollen gerecht sein und dürfen daher nicht verhehlen, daß sowohl bei Opitz, als namentlich bei Weckherlin, seinem Zeitgenossen, ferner bei Zinkgref, bei Flemming und bei einigen Andern, sich allerdings Gedichte finden, die ohne Umschweif auf die öffentlichen Zustände der Zeit gerichtet sind, ja sogar Kriegs- und Schlachtlieder fehlen nicht. Das sind Gedichte, wie Opitz

bekannter ‚Kriegsruf:‘ „Auf auf, wer teutsche Freiheit liebet, wer Lust für Gott zu fechten hat!“ — (a. a. O. II, 211, auch abgedruckt bei Erlach, II, 415 und bei Wackernagel II, 333. 334.) Ferner ein großer Theil der Weckherlin'schen Gedichte (eine hierher gehörige Auswahl bei Wackernagel, a. a. O. 263—273, s. auch Erlach, a. a. O. 413. Ueber Weckherlin selbst vgl. Gervinus III, 158 fgg.), Zinkgref's vielgerühmte Bearbeitung des Tyrtäus (Wackernagel, a. a. O. 302—310, wo ein vollständiger und getreuer Abdruck dieses durch vererbte Mißverständnisse und Verwechselungen mehrfach entstellten Gedichtes: s. Soltau, Vorr. LXXIX, Anm.), die Vermahnung an die Deutschen bei Fischart (Erlach I, 46—48.) u. s. w.

All diese Lieder, und unter ihnen zunächst die von Weckherlin, athmen nun allerdings eine tüchtige, männliche Gesinnung; sie ermahnen zur Tapferkeit, zur Einigkeit, zum Schutz der Freiheit, zum Widerstand bei Unterdrückung und Tyrannei. Allein in bestimmter Fassung, irgend einem einzelnen wirklichen Fall, nähern sie sich der eigentlichen Geschichte, den Ereignissen des Tages nicht. Sie bewegen sich nur in allgemeinen, abstracten Begriffen, wie die eben angeführten: aber gegen wen die Tapferkeit sich richten soll, wer der Unterdrücker ist, auf welcher Seite sich die Freiheit und das Recht befinde, davon steht in diesen Liedern so gut, wie nichts. Das Pathos derselben ist also freilich ein achtungswerthes und sittliches, sogar, wenn man will, ein nationales: aber in dieser abstracten Haltung durchaus noch kein politisches Pathos. Am Vortheilhaftesten, wie gesagt, treten die Gedichte von Weckherlin hervor, der fast wie eine Ausnahme von seiner Zeit dasteht, und dem überhaupt die Anerkennung nachträglich zu gönnen, welche ihm in seiner Zeit selbst durch den glücklicheren

Stern des schlesischen Nebenbuhlers geschmälert ward, als eine Pflicht des Literarhistorikers erscheint.*) Dennoch, und wenn ihm auch einzelnes Kleineres recht wohl gelungen ist, so liefert in seinem größeren, epischen Gedicht zu Ehren Gustav Adolphs (des großen Gustav Adolph ꝛc. Ebenbild, zu glorwürdigstem und unvergänglichem Gedächtniß seines so schnellen als hellen Lebenslaufs aufgerichtet, 1633; Bruchstücke siehe bei Wackernagel II, 266—272) doch auch er den Beweis, wie unfähig im Ganzen, bei allem guten Willen und trotz einzelner gelungener Stellen, diese steife, schwerfällige Poesie der Gelehrten war, sich der Geschichte und ihrer Helden zu bemeistern. In erhöhtem Grade zeigen dies auch die ähnlichen Versuche anderer, unbedeutenderer Dichter, die sowohl in Betreff der politischen Gesinnung, als der poetischen Begabung weit unter Weckherlin stehen. So unter Andern Freinsheim, der bekannte Philolog, in dem Teutschen Tugendspiegel, oder Gesang von dem Stamm und Thaten des alten und neuen Herkules, in welchem er Bernhard von Waimar besingt (1639, s. Koch I, 3. Gervinus III, 224). Ferner der Held aus Mitternacht (d. i. Gustav Adolph: vgl. Gerv. III, 244) von Johann Sebald Wieland, 1633;

---

*) Eine Biographie Weckherlin's mit Nachricht von seinen Schriften hat Conz, 1803 in einem eignen Schriftchen edirt. Eine Auswahl seiner Gedichte, welche zuerst 1618, vollständiger 1641—48 erschienen, ist nebst einer guten Einleitung, im vierten Band der Müller-Försterschen Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts enthalten. — Er war aus dem Würtembergischen gebürtig, verbrachte jedoch den größten und bedeutendsten Theil seines Lebens in England, und man irrt wohl nicht, wenn man bei Beurtheilung seiner Gedichte die politisch freiere Luft in Anschlag bringt, die er bei diesem Aufenthalt einathmete.

der früher erwähnte Georg Grefflinger, (stirbt um 1677) der unter dem Namen des Seladon von der Donau den ganzen Verlauf des dreißigjährigen Krieges in Reime brachte (Gervinus III, 194): der unzähligen Friedens- und Kriegsposaunen, Triumph- und Danklieder (z. B. von Andreas Scultatus: Koch I, 231. Gervinus III, 248, auch in dramatischer Form oder Unform: Koch II, 91. Kehrein I, 183. 184) gänzlich zu geschweigen.

Neben diesen fruchtlosen Versuchen, die deutsche Geschichte der Gegenwart, sei es auch nur in panegyrisch patriotischem, nicht in politischem Sinne, für unsere Dichtung zu gewinnen, müssen wir einer zweiten Richtung gedenken, welche, herauslenkend aus der lebendigen Unmittelbarkeit der Gegenwart, vielmehr die Vergangenheit der deutschen Geschichte zum Gegenstand der Poesie zu machen strebt.

Es ist dies ein merkwürdiges Phänomen, das in der Entwicklung des deutschen Geistes, in den verschiedensten Stadien, sich gleicher Weise wiederholt. So, zwei Jahrhunderte später, als durch Friedrich den Großen ein neuer Inhalt und ein neuer, kräftiger Umschwung in das deutsche Leben gekommen war, ist die Dichtung nicht im Stande, diesen Inhalt unmittelbar an der Gegenwart zur Darstellung zu bringen; sondern gleichfalls flüchtet sie in die Vergangenheit, in die Fabelwelt des nordischen Alterthums, in die Urwälder der alten Deutschen, zu Odin und den Einherien, zu Herman und Thusnelda: und das ganze bischen Muth und Thatendrang und männliche Gesinnung, das Friedrich der Große aufgeweckt, verpufft, armselig und aben-

teuerlich, in dem Kunstfeuerwerk der Bardendichtung. — Gleicherweise im Anfange dieses Jahrhunderts, als der Orkan der französischen Revolution mit rauhem, aber wohlthätigem Hauch über die Trümmerstätte des deutschen Reiches strich; als inmitten dieser Trümmer der Keim eines neuen jugendlichen Staatslebens, ein politischer Frühling sich entfaltete, welchem es wohl gebührt hätte, daß die Lerche der Dichtung ihn begrüßte; als die Nation, umgeschmiedet unter dem Hammerschlag des Schicksals, nach langer träger Ruhe anfing, sich in ein Volk von Helden zu verwandeln — wo waren unsre Poeten damals? In's Mittelalter waren sie ausgewandert, die blaue Blume der Romantik sahen sie wachsen, von der Blume der Freiheit, die an's Licht brach, spürten sie nichts; in Nibelungenhelden, in altdeutsche Recken und Hünen metamorphosirten sie die Helden der Gegenwart, die ihnen nur in dieser Vermummung begreiflich waren; das alte deutsche Reich, über das die Geschichte zu Gericht gesessen und das politisch in Trümmern lag, wollten sie poetisch wieder aufbauen. — Und nun gar erst nach den Befreiungskriegen, wo die ganze Nation hätte ein einziger Mann sein sollen, Ein starker trotziger Mann, der unerbittlich fest hielt am Recht der Gegenwart, welche Kinder waren wir da! Kinder, die mit langen Locken und altdeutschen Röcken, mit Bärten und Hemdkragen spielten, und darüber die reife Frucht der Gegenwart sich in Gottes Namen aus den Händen wegescamotiren ließen. Ja in dem Augenblick, da dies geschrieben wird — sind wir nicht wieder in der Gefahr, uns wieder und auf einen ähnlichen Abweg zu verlieren? Der alte Kaiser Barbarossa scheint wieder einmal im Traum emporzufahren; wir rühmen Viel — und vielleicht dür-

fen wir ein Weniges rühmen von der neuen politischen Gesinnung, die sich zu zeigen anfängt, und von dem einigen und deutschen Bewußtsein, das uns treibt. Und was machen wir? worin sehen wir die Zeugnisse dieser wieder erwachenden Volksthümlichkeit? was wollen wir gründen zum glorreichen Denkmal unsrer Einigkeit und unsres neuen, freiheitlustigen Bewußtseins? Den Kölner Dom wollen wir ausbauen: ein Unternehmen, das man vielleicht (aber auch nur vielleicht) vertheidigen kann in künstlerischer Hinsicht, das aber abgeschmackt wird, wenn man es, wie an allen Ecken, in Vers und Prosa, von Regierungen und Journalschreibern geschieht, zur politischen That erheben will; unsre Antiquare reisen umher und machen ordentlich Jagd, wo noch ein alter Königsstuhl, ein verrotteter Kaisersaal ist, an dem sich ausbauen und tünchen und der Eitelkeit fröhnen läßt — und über Alles hoch soll sich das Hermansdenkmal erheben, dieser Koloß der Geschmacklosigkeit und des Aberwitzes!

Wahrlich, es gehört Muth dazu, um dieser sich ewig wiederholenden Fehlgriffe willen nicht wirklich, wie Viele und zum Theil selbst unsre Besten thun, an der politischen Befähigung des deutschen Volkes zu verzweifeln. Es ist, als hätte der Deutsche eine wahre Furcht vor der Zeit, in der er lebt, als könne er das Angesicht der Gegenwart nicht ertragen. Gerade in solchen Epochen, wo uns die Geschichte gleichsam die Hand darreicht, in kritischen Momenten, wo wir nur zuzufassen brauchten, um auch unsern Antheil an den Rechten der Gegenwart zu erwerben: gerade in solchen Momenten ziehen wir uns in das Schneckenhaus der Vergangenheit zurück, wir spinnen Träume und setzen unser Blut in Wallung mit großen Erinnerungen, wo wir es versprützen sollten für das Bedürfniß der Gegenwart;

statt die Gelegenheit beim Schopfe zu fassen, kriechen wir unter die Perücke unsrer Großväter. Und doch dürfen wir nicht verzweifeln, wir dürfen nicht schlecht denken von der Grundlage der deutschen Natur! Auch dem Ixion begegnete, was uns begegnet: auch er umarmte die Wolke statt der Juno — und war doch ein Titan! Wir sind nur noch in unsern politischen Kinderjahren und da geht es uns, wie dem Kinde vor dem Spiegel, das die Gegenstände auch nur im Spiegel und nicht da sucht, wo sie sind. Es ist doch immer schon etwas, daß wir suchen! Man kann nicht ewig ein Kind bleiben: wir werden heranwachsen und finden.

Mit dieser Abschweifung haben wir dem Laufe unsrer Darstellung nun freilich bei Weitem vorgegriffen. Allein dies schien uns nöthig, um den Zusammenhang und die eigentliche Bedeutung jener Dichtungen zu begreifen, welche, schon seit dem Beginn des sechszehnten Jahrhundert, sich bemühen die Vergangenheit der deutschen Geschichte bald in größerem, bald in geringerem Umfange poetisch darzustellen. Auch Gelehrten und Hofdichtern, was nunmehr Eines wird, mußten Stoffe dieser Art sehr erwünscht sein. Denn erstlich hatten sie an ihnen eine bequeme Gelegenheit, ihre antiquarische Gelehrsamkeit an den Mann zu bringen: wobei wir uns erinnern müssen, daß in diese Zeiten, namentlich in das siebzehnte Jahrhundert, die ersten Anfänge zu einer wissenschaftlichen und philologischen Behandlung unsrer Alterthümer, durch Merula, Goldast, Opitz, Schilter u. s. w. fallen: Anfänge, von denen sich wohl behaupten läßt, daß sie zur Geschichte

wie zur Dichtung jener Zeit dasselbe Verhältniß einnehmen, wie in unserm Jahrhundert die Anfänge unsrer deutschen Philologie zur Geschichte der Befreiungskriege und zur Poesie der Romantiker. Zweitens aber war hier auch ein guter Anknüpfungspunkt für Schmeicheleien, Lobeserhebungen, Vergötterungen einzelner Fürsten und ganzer Fürstenhäuser. Es ist wahr: von dergleichen Schmeicheleien abgesehen, enthalten diese Gedichte meist einen Ueberfluß von politischen Sentenzen und patriotischer Rhetorik. Schade nur, daß man ziemlich für jede Stelle dieser Art das Vorbild in der klassischen Literatur der Alten nachweisen kann, die mit derselben Betriebsamkeit, wie in der Form und der Maschinerie der Gedichte, so auch hierin nachgeahmt wurden. Es war eben auch nur eine Art von Form, ein Schmuck, eine gelehrte Reminiscenz, bei welcher das Herz nichts fühlte; mit Einem Worte: die ganze Dichtung dieser Zeit, nach innen wie nach außen, war die Dichtung der Convenienz.

Wir haben hierbei zwei Gattungen zu unterscheiden: die eigentlich deutsche und die neulateinische Dichtung der deutschen Gelehrten. In der erstern gedieh die patriotisch alterthümelnde Richtung erst spät und sparsam, namentlich zu selbständigen, größeren Gedichten oder eigentlich epischen Versuchen; meistens bleibt sie in kleineren Dichtungen, wie das früher erwähnte Pasquill, oder in einzelnen gelegentlichen Parthieen bei Fischart, Moscherosch u. s. w. stecken. Dies kann uns nicht befremden, sobald wir uns nur an dasjenige erinnern, was oben bereits über die formale Mangelhaftigkeit der damaligen deutschen Dichtung gesagt ist, vermöge deren es also unmöglich war, daß größere und insbesondere epische Gedichte entstehen konnten. Aus dem siebzehnten Jahrhundert läßt

sich beinahe nur der Habsburgische Ottobert des Freiherrn von Hohenberg nennen: s. Gervinus III, 245, vgl. 225 und 404. Koch I, 112. Der Ottobert erschien 1664, ein ausführliches Epos von sechs und dreißig Büchern, und (nach Gervinus Angabe a. a. O. 245) ungefähr eben so viel tausend Versen; sein Held war Rudolf von Habsburg, und die Verherrlichung des Habsburgischen Hauses sein Ziel. Das Gedicht ward seiner Zeit außerordentlich gepriesen: „er schien seinen Freunden den Homer überflogen und den Namen des österreichischen Orpheus verdient zu haben" (Gervinus a. a. O.) Ja beinahe hundert Jahre nach seinem ersten Erscheinen fand der Ottobert noch Bewunderer: Gottsched, in der Vorrede zur kritischen Dichtkunst vom J. 1741 (vgl. Manso im VIII. Band der Nachträge zur Sulzerschen Theorie, p. 94 und 89, und des Verf. Gött. Dichterb. p. 110 Note 1), trug kein Bedenken, ihn unter denjenigen Gedichten aufzuführen, die Deutschlands Ehre gegen das Ausland retten sollten und die man das Recht habe, neben Ariost und Milton zu nennen. — Erst mit der steigenden Kultur der Form steigt auch die Zahl dieser historischen Dichtungen. Postels Großer Wittekind (er ward erst 1724 durch Wichmann herausgegeben, aber jedenfalls vor 1705, als des Autors Todesjahr, geschrieben: s. Gervinus III, 531, vgl. 495, 547), Schönaich's berüchtigter Herman oder das befreyte Deutschland (1753), sowie sein Heinrich der Vogler oder die gedämpften Hunnen (1757), ein Thema, welches sich auch Klopstock in seiner Jugend vorgesetzt hatte: Gött. Dichterb. 105 fgg., und ebenso die zahlreichen Dramen, deren Held Arminius war (s. ebendaselbst), bezeichnen die Stufenfolge, in welcher diese Richtung fortvegetirte, und in der sie, trotz aller Anstrengungen und Versuche, es doch zu keinem nur einigermaßen achtbaren

Erfolge bringen konnte: eine Erscheinung, die wir in der oben citirten Stelle unsrer früheren Schrift zu begründen gesucht haben. — Ueber Flemmings Germanis und den Lohenstein'schen Herman werden wir später, bei den politischen Romanen, sprechen.

Weit zahlreicher und zugleich weit zierlicher in der Form sind die hieher gehörigen Gedichte der Neulateiner. Den Anfang, wenn wir nicht irren, macht Konrad Celtes mit seinem unvollendeten Theodoricus s. poema heroicum de rebus Theodorici Regis Gothorum 1502: s. Koch I, 107 und Erhard a. a. O. 126. Auch seine Germania generalis, „ein historisches Gedicht, welches eine allgemeine Ansicht Deutschlands nach seiner Lage, seinen Flüssen und Gebirgen enthält" (Erhard a. a. O. 130), ist, um seiner historisch antiquarischen Ausstattung willen, hier in Betracht zu ziehen. Ferner Heinrich Bebels (st. 1514) laudes Germanorum, 1513: Koch a. a. O., und Erhard III, 141—170 und im Einzelnen p. 167; die Germanis s. res egregiae et fortia facta veterum Germanorum des Laurentius Rhodomannus (st. 1606) in griechischen Versen; Schossers, Professors der Dichtkunst in Frankfurt, Marchias, eine Geschichte der Markgrafen zu Brandenburg, 1558, und Anderes, worüber man außer Koch II, 110 fgg. namentlich das Erhard'sche Werk vergleiche.

Gedichte, wie die Marchias, stehen nun bereits auf der Grenzscheide, wo die Geschichtspoesie der Gelehrten unmittelbar in die Hofdichtung übergeht. In diesen Gedichten bildet schon nicht mehr das historische, das vaterländisch anti=

quarische Interesse den Angelpunkt der Dichtung, sondern dieses selbst giebt nur die Grundlage für ein anderes, das höfische Interesse ab. Der ganze große Aufwand von Gelehrsamkeit dient endlich nur, das Lob des Fürstenhauses zu motiviren; der breite Unterbau von antiquarischen Untersuchungen, historischen Excursen, gelehrten Studien, bekommt zuletzt nur das Ehrendenkmal des regierenden Herrn zu tragen. So also, wie wir oben gesehen haben, daß an die Stelle der ritterlichen Hofdichter die Hofgelehrten traten, so entwickelt sich jetzt wieder aus der Gelehrsamkeit der Stand der Hofpoeten. Je näher nun die Poesie in die Sphäre des Hoflebens gezogen wird, je mehr natürlich sucht sie die Spuren ihrer gelehrten Herkunft zu verwischen. Sie schüttelt den Schulstaub von sich, sie lernt französisch sprechen, sie wird üppig und frech; das schwerfällige Erz lateinischer Epopöen muß sich in einen zierlichen Flitterschaum von Gratulationsepisteln, Festspielen und Opern umschmelzen lassen. — Die Poesie der Gelehrten hat also nur den Uebergang aus der Volksdichtung zur Hofdichtung vermittelt; sie hat die Poesie, so zu sagen, wieder blank putzen müssen, sie ist das Purgatorium gewesen, wo die Poesie von den rohen Spuren der Volksthümlichkeit geläutert und mit einem neuen Leibe bekleidet worden ist, nach der neuesten Mode, dem jüngsten Geschmack: so daß vornehme Hände sie wieder berühren dürfen. Im Ganzen freilich treibt dabei nur ein Teufel den andern aus. Die Nachahmung der Alten weicht der Nachahmung der Franzosen (vgl. Gött. Dichterb. p. 39—51), für die Convenienz gelehrter Reminiscenzen tritt die Convenienz des Hoflebens ein; aus den Schulpedanten werden Hofpedanten.

Solchergestalt nun gerieth im Laufe des siebzehnten Jahr=

hunderts die deutsche Literatur in eine entschiedene Abhängigkeit von den Höfen, und überhaupt von den Adligen und Vornehmen. Wie ehemals in den Kreisen der Bürger, so schließt sie sich jetzt in den Zirkeln der Vornehmen und Hoffähigen ab. Dieselbe Bedeutung, die ehedem einerseits die Schulen der Meistersänger und andrerseits, in der Restaurationsepoche des Alterthums, die gelehrten Gesellschaften, wie die Societas Rhenana des Johann von Dalberg (1496 s. Erhard a. a. O. I, 362. II, 63—66), das collegium poetarum des Kaiser Max (s. ebendas. im Leben des Conrad Celtes II, 103—109) u. dgl. m. einnahmen, nehmen jetzt die deutschen Sprachgesellschaften, die Vereine und Orden ein, welche (seit 1617, dem Stiftungsjahre des Palmenordens: s. in Kürze Otto Schulz, die Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhundert, Berlin 1824), mit der ausgesprochenen Absicht, die Pflege der vaterländischen Dichtung zu befördern, nunmehr unter dem Patronat regierender Herren und Fürsten gebildet wurden und sich größtentheils, ja beinahe ausschließlich aus Edelleuten recrutirten. So zählte z. B. der eben erwähnte Palmenorden, unter den 806 Mitgliedern, die er bis 1668, also in einem Zeitraum von funfzig Jahren hatte, nicht weniger als „einen König, drei Churfürsten, neun und vierzig Herzöge, vier Markgrafen, zehn Landgrafen, acht Pfalzgrafen, neunzehn Fürsten, sechzig Grafen, fünf und dreißig Freiherrn und sechshundert Adlige und Gelehrte; eigentlicher bürgerlicher Gelehrter sind darunter kaum hundert!" (Gervinus III, 181.)

In Folge dieses Uebergangs mußte auch die Stellung der Poesie zur Tagsgeschichte sich aufs Neue verändern. Die Gelehrtendichtung, in ihrem abstracten Formalismus, hatte die Berüh-

rung mit der Gegenwart ängstlich vermieden; aufgewachsen in der Studierstube, genährt von Büchern und Pergamenten, hatte sie ihre Zuflucht zur Vergangenheit genommen, und über dem alten Deutschland das neue, gegenwärtige, glücklich vergessen. Anders natürlich stellte sich die Hofdichtung. Dürfen wir die Epoche der Gelehrten, sowohl wegen der formalen Erziehung, welche die deutsche Poesie durch sie erhalten, als auch wegen ihrer Entfernung von der Gegenwart, mit dem früheren Principat der Geistlichkeit vergleichen, so findet dagegen die Hofdichtung des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ihre nothwendige Parallele in der ritterlichen Hofdichtung des Mittelalters. Auch hier wieder sieht der Poet von der ganzen Geschichte nichts, als die Persönlichkeit seines Fürsten und Mäcen; der Hofstaat ist der Staat. Und wie wir das letzte Motiv jenes mittelalterlichen Verhältnisses in geschichtlichen Zuständen, in dem historischen Ursprung der Lehnsverhältnisse, als der Grundlage des Ritterstandes, fanden: so entspricht auch diese moderne Hofdichtung den gleichzeitigen Zuständen der Geschichte. Oder war es nicht damals die Zeit, wo Ludwig der Vierzehnte das bezeichnende Wort sprach: l'état c'est moi? nicht damals, wo die persönliche Laune eines Fürsten oder Fürstengünstlings, ein Paar Handschuhe, ein Glas Wasser, die beleidigte Eitelkeit einer Maitresse, oder ein Zufall von ähnlichem Kaliber, über die Schicksale der Welt entschieden? wo die Politik ein Gewebe von lauter elenden Persönlichkeiten, lauter inhaltlosen Formeln geworden war? wo nur persönliche Rücksichten und Interessen, Successionsfragen und ähnliche unmittelbare Ansprüche der Fürsten, den Inhalt der Geschichte, den Anstoß der Bewegung gaben? An

keinen Gott in der Geschichte, man glaubte nur an sich selbst: und die Völker galten nichts.*)

Um Nichtswürdigkeiten dieser Art dreht sich, wie im Großen die Geschichte, ebenso nun auch die Dichtung. Die Poesie des Formalismus mußte auch am Formalismus des Staatslebens kleben bleiben. Daher lauter persönliche Zustände des Regenten: das hohe Wiegenfest des Allerdurchlauchtigsten, sein Allerhöchstes Beilager, die Geburt eines Prinzen, in dem der Poet zum Voraus einen Marc Aurel und Cäsar witterte, Jagden und Reisen, Hoffeste und Maskeraden — das ist es, wovon die Dichtung sich nährt und wozu sie nicht müde wird, alle Götter des Olympus, alle Erinnerungen der Vorzeit zu citiren.

In die Einzelheiten dieser höfischen Literatur sich einzulassen, ist bedenklich. Denn weder historisch noch ästhetisch, ist die Ausbeute, welche sich aus diesen Gratulationsgedichten und Episteln, diesen Wirthschaften**) und Operntexten gewinnen

---

*) Wir wollen unsre Leser hier wieder recht dringend auf Schlosser's Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts verweisen. Nichts Besseres wissen wir für die wahre Bildung unsrer Zeit zu wünschen, als daß dies Buch in Aller Händen, sein Inhalt in Aller Herzen sei. Zunächst aber wünschen wir, daß dem ehrwürdigen Verfasser Zeit, Kraft und Stimmung bleibe, sein Werk zu vollenden.

**) So hieß eine damals sehr beliebte Art von Hofmaskeraden, von denen man aus Canitz' Gedichten, p. 199 fgg. der König'schen Ausg. von 1727, sowie aus König selbst, Ausg. von Rost, 1745 p. 452 fgg. eine Vorstellung gewinnen kann. Näheres bei Flügel, Gesch. des Grotesken, p. 241, und Plümike, Entwurf einer Theatergesch. von Berlin, 1781 p. 58. Selbst bei den Franzosen, diesen Maîtres de plaisir des damaligen Europa, waren die deutschen Wirthschaften (hotéleries) berühmt.

läßt, von einiger Bedeutung, namentlich nachdem bereits ein so scharfsichtiger und gründlicher Forscher, wie Gervinus (III, 498 fgg.) durch diese traurigste Steppe unsrer Literatur vorangegangen ist. Nur bei Einem dieser Dichter, dem Herrn von König, der mit Canitz und Besser (a. a. O. 503, 506) das vornehmste Dreigestirn der höfischen Dichtung bildet, wollen wir einige Augenblicke verweilen. Denn seine Gedichte, statt aller andern, muß man zur Hand nehmen, wenn man das Aeußerste kennen lernen will, wozu diese Poesie der Gesinnungslosigkeit und Nichtigkeit sich selbst emporgesteigert (Gervinus III, 509 fgg.). An ihm kann man sehen, wie gut (aber auch in welchem Sinne) die Poeten sich damals auf Politik verstanden, und wo sie den Pulsschlag der Geschichte, die Ader des öffentlichen Lebens suchten. — König war aus Süddeutschland gebürtig, und nach mancherlei Abenteuern nach Sachsen verschlagen worden. Die Sachsen galten damals für eine der polirtesten Nationen; man verglich sie gern mit den Franzosen und sprach ihnen den ersten Preis in Sachen des Geschmacks und der feineren Bildung zu. Das war weniger ihr eigenes Verdienst, als nur ein Abglanz von dem Ruhm ihres Regenten, August des Starken, der an Pracht und Verschwendung die meisten Fürsten seiner Zeit übertraf, und auch an Verworfenheit der Gesinnung schwerlich hinter Einem zurückblieb; wofür Schlossers parteilose und quellenmäßige Darstellung, im ersten Bande des erwähnten Werks, die näheren Belege giebt. Sein Hof war ein ewiger Carneval der Maitressen, der Günstlinge und Abenteurer; man pries ihn als einen der prächtigsten in Europa. Daß zu derselben Zeit das Land am Rande des Abgrunds schwebte, daß Habe und Gut, Leben und Blut des angestammten, wackern Volkes, ja

sein Glaube und (in den schimpflichen Unterhandlungen mit Karl dem Zwölften und dem wiederholten Treubruch, dessen Friedrich August sich schuldig machte) seine Ehre selbst für den Scheinbesitz einer fremden Krone geopfert wurde, davon sagte man nichts. Welch fruchtbares, welch furchtbares Terrain hätte hier ein politischer Dichter gehabt — ein politischer, im wahren Sinne des Worts! Wie hätte sich ihm hier der Stoff entgegengedrängt zu Satyren und Strafgedichten, vor denen der Purpur selbst hätte erbleichen müssen! Er hätte ja auf der einen Seite nur diesen Kurfürsten und König zeigen dürfen, in der Pracht seiner Verschwendung, mit dem erträumten Scepter und Feldherrnstab, wie er als Sonnengott zu den Füßen seiner Königsmark lag — und auf der andern dieselbe Königsmark, bei Karl dem Zwölften bettelnd für ihren fürstlichen Liebhaber — und das grimmigste Pasquill wäre fertig gewesen. Aber im Gegentheil: die Poesie ließ es sich angelegen sein, sie betrachtete es als eine Ehrensache, diese nichtswürdigen Zustände pomphaft auszuschmücken und aufs Prächtigste zu beschönigen. Es ist keine Frage, daß diese politischen Zustände des damaligen Sachsen und diese feige Unterwürfigkeit der sächsischen Dichter von größtem Einfluß für die ganze deutsche Literatur geworden sind. Denn gerade in dieser Zeit übernahm Sachsen (wozu es vermöge seiner formalen Cultur allerdings berechtigt war) die Hegemonie unserer Literatur, die von ihm jene Unterwürfigkeit, jenes schüchterne, unterthänige Wesen, jene süße Zierlichkeit erbte, welche die nächsten dreißig Jahre unsrer Poesie bezeichnet, und von der sie erst mit dem Eintritt der Berliner sich allmälig befreit. — Insbesondere war in Dresden eine förmliche hohe Schule der Hofdichtung. Nach Dresden hatte sich Herr von

Besser zurückgezogen (1713), als Friedrich Wilhelm der Erste, Friedrichs des Großen Vater, der lockeren Wirthschaft seines Vorgängers ein Ende gemacht hatte. Von Besser (s. Gervinus III, 508) wurde König zum Ceremonienmeister und Hofpoeten angelernt. Aber wir haben eigentlich schon mit der ersteren Benennung genug gesagt: denn auch als Poet ist er nur ein Ceremonienmeister. Unter allen seinen Gedichten (sie sind am Vollständigsten und Treusten von Rost herausgegeben worden: Des Herrn von Königs Gedichte, aus seinen von ihm selbst verbesserten Manuscripten gesammelt und herausgegeben. Dresden, 1745) ist kaum eines, das ein anderes Thema hätte, als die wir vorhin im Allgemeinen angegeben. Da sind lauter Beilager, Entbindungen, Namensfeste, Genesungen, Wirthschaften, ein ganzer Hofkalender in Versen. Den Gipfel unter seinen Gedichten selbst bildet, nach unserm Dafürhalten, das „Heldenlob Friedrich August's" 1719, gleich im Anfang der Rost'schen Ausgabe, p. 1—38. Es wird Einem ganz wirbelicht zu Muthe, wenn man dieses Machwerk liest; man wird irre an der Geschichte. Der Dichter kennt an seinem Helden nichts als Tugenden: aus Schimpf und Schande wird hier Preis und Ruhm, Niederlagen heißen Siege, wo der König notorisch davon gelaufen ist, da heißt es hier: er ist vorgedrungen und hat Alles erobert; oder wird gar einmal zugestanden, daß er hier und da ein Weniges gewichen, so ist das bloß Großmuth von ihm gewesen, pure Menschlichkeit und Sanftmuth, die dem besiegten Feind bloß ein bequemes Davonlaufen hat gönnen wollen; ja so weit geht die Verworfenheit dieses Poeten, daß er dem König zu verstehen giebt, warum er Karl den Zwölften, bei dem berüchtigten Besuch in Dresden, zu dem Friedrich August ihn

eingeladen hatte, nicht lieber gefangen genommen. Das wäre bloße Großmuth und Sanftmüthigkeit von ihm gewesen, und hätte er anders gethan, so hätte Niemand es ihm wehren können. *) Der nächste Rang neben diesem Gedicht kommt wohl dem „August im Lager" zu, einem „Heldengedicht", wie der Verfasser selbst es nennt. Doch ist wenig Heldenmäßiges darin; ja dem Stoffe nach, könnte man es ehr für die Travestie eines epischen Gedichts gelten lassen, von dem Genre des geraubten Eimers, des Peder Paars und dergleichen, als wirklich und ernsthaft für ein heroisches Gedicht. Aber allerdings meint der Poet es ungemein ernsthaft.

---

*) A. a. O. p. 19. Er spricht von dem Altranstädter Frieden, den Friedrich August selbst hinterdrein so schimpflich fand, daß er mit jener Doppelzüngigkeit, die diesem Fürsten eigen war, ihn brach, sobald er sich selbst wieder in Sicherheit fühlte. König sieht auch in diesem Friedensschluß nur einen neuen Ruhm seines Gebieters; dann fährt er fort (p. 18):

„Der Himmel wollte bloß durch diesen Frieden zeigen,
Es könne Dich kein Held an Großmuth übersteigen,
Dieweil ihr wahrer Sitz in Deiner Heldenbrust;
Dies hat der kühne Karl auch wohl von Dir gewußt,
Sonst hätt' er sich fürwahr das Herze nicht genommen,
Und wäre ganz allein zu Dir nach Dresden kommen;
Wer nahm ihn damals doch Dir wieder aus der Hand?
Nur Deine Großmuth, Herr, die Dir die Krone band.
Wer anders hätte Dich hierzu wohl zwingen können,
Als Deine Neigung nur, den Frieden uns zu gönnen." u. s. w.

Sein gegebenes Wort halten, ist also bei Leuten dieses Schlags (und gewiß spricht der Dichter hier nicht bloß seine Meinung, sondern die Meinung des Hofes überhaupt aus) nicht eine Sache der Ehre und der Pflicht, sondern nur der Großmuth; wer sein Wort bricht, ist darum noch nicht ein Schurke, er ist bloß nicht „großmüthig" gewesen. Das gab denn jene Politik, die nicht der Ehre, der Tugend, der Sittlichkeit, sondern bloß dem Nutzen gehorcht — und die noch heut, in unsern großen und kleinen Talleyrands, nicht ausgestorben ist.

Er hat sich nicht unterstanden, sagt er, *) den hohen und merkwürdigen Gegenstand durch eigene Erfindungen zu entstellen; auch hat er es nicht nöthig gehabt, da er gewiß ist, daß diese Beschreibung, so wahrhaftig sie ist, den Nachkommen gleichwohl fabelhaft genug erscheinen wird; wem das Gedicht daher mißfallen sollte, den erklärt er (man höre den Höfling!) ohne Weiteres für „gemeinen Pöbel". Und was ist nun der großartige Gegenstand dieses Gedichts? Nicht mehr und nicht weniger, als ein Lustlager, ein militärisches Fest, mit dem Friedrich August den Besuch des Königs von Preußen feierte. **) Es sollten sechs und mehr Gesänge werden; nur der erste ist vollendet, ein Bandwurm von

---

*) Im Vorbericht, a. a. O. p. 189 f. — Das Gedicht erschien zuerst einzeln, Dresden, 1735.

**) Man höre nur, wie pomphaft er sein Thema ankündigt, ein völliges arma virumque cano:

Der Sachsen Musterung, Volk, Lager, Waffen, Helden,
Und Kriegesübungen will ich der Nachwelt melden,
Was auf der Ebene bei Radewitz geschehn,
Das soll man künftig noch in diesen Blättern sehn.
Auf! Dichtkunst, steh mir bei! verkehr die sanfte Flöte
In eine muthige laut schallende Trompete,
Damit mein kühner Reim erhaben, edel, frei,
So großer Dinge wehrt, des Lesens würdig sei.
Erinnre mich genau, was täglich vorgegangen,
Wie schön man aufgehört, wie schön man angefangen,
Wie zahlreich Hof und Heer, wie vielfach Pracht und Lust,
Kurz, wie im Lager war mein göttlicher August. (p. 191.)

Eine sehr ausführliche prosaische Schilderung der stattgehabten Festlichkeiten findet man in: Merkwürdiges Leben und Thaten des Weltberühmten rc. Friedrich Wilh. Freiherrns von Kyau. Auf Verlangen der curieusen Welt gesammelt rc. von Cregandern. Cölln, 1736. II, 50 bis 138. — Auch fürstliche Wirthschaften, von denen wir oben gesprochen, werden in diesem, für die Hof-Sittengeschichte der damaligen Zeit nicht unwichtigen Buche beschrieben, z. B. II, 47.

mehr als tausend Versen — und enthält doch nur den Anfang des Anfangs, die Einholung des erlauchten Gastes. Aber auch in dieser fragmentarischen Gestalt fand es weit und breit großen Beifall; ja es ward für ein Juwel unserer Literatur gehalten, und Gottsched, der sich von König protegiren ließ, nannte ihn Deutschlands Virgil und Horaz. — Soweit also war es mit unsrer Dichtung, unserm Leben gekommen: Soldaten exerciren, Schmausen und Zechen, Jagen und Reiten, das macht den epischen Helden, das sind Thaten, an denen es sich lohnt, ein Homer zu werden, das ist unsre politische Dichtung aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Wir haben die Hofdichtung bisher nur in den Kreisen verfolgt, die ihr zunächst eigenthümlich waren, also in den Kreisen des Hoflebens selbst. Allein wie jede literarische, und überhaupt jede geistige Richtung den Drang hat, ihre ursprüngliche Sphäre überschreitend, ein Allgemeines und Volksmäßiges zu werden, so suchte auch die höfische Dichtung das Interesse der Menge zu gewinnen, indem sie sich jener Literatur bemächtigte, die eben die Menge nun einmal nicht entbehren kann: der Unterhaltungsliteratur. Das unterscheidende Kennzeichen dieser Literatur, welche, bei ihren unermeßlichen Einflüssen auf die Bildung der Nation, wohl einmal ihre eigne Geschichte verdient hätte, ist, wenn wir recht sehen, dies, daß sie ihren Zweck nicht in sich, sondern außerhalb ihrer, in den Neigungen und Bedürfnissen, dem Geschmack und der Laune des Publikums hat; weshalb sie auch von jeher der eigentliche Herd und Tummel-

platz gesinnungsloser Lohnschriftstellerei gewesen ist. Einen eigenen Inhalt also hat die Unterhaltungsliteratur nicht. Sie bildet nur immer gleichsam den verdünnten Aufguß, das geschwächte Abbild der übrigen Literatur; sie ist wie ein Kleidungsstück, eine Mode, die zuerst die Vornehmen sich satt und müde tragen, und die dann erst, nur ein wenig übertrieben und in schlechterem Stoff auch das Eigenthum der niederen Klassen wird. So die politischen Romane und die Haupt- und Staatsactionen des deutschen Drama.

Bis zur Entwicklung des politischen Romanes (seit Mitte des siebzehnten Jahrhunderts) hatte die Unterhaltungsliteratur, die überhaupt erst ein Bedürfniß der modernen Zeit ist und daher erst mit der Reformation eintritt, sich hauptsächlich von den alten epischen Gedichten, von Volkssagen und Legenden des Mittelalters genährt, die sie in Prosa auflöste und durch Entfernung aller eigentlich poetischen Zuthat für das Bedürfniß der bloßen Leselust zurichtete. Sie hatte sich also ebenso an die Vergangenheit gewendet, wie die Gelehrtendichtung, zu der daher diese Erneuerung der mittelalterlichen Dichtung in derselben Parallele steht, wie jetzt die politischen Romane zur Hofdichtung. Und wie diese selbst, so gehen auch die Anfänge des politischen Romans aus der Gelehrtendichtung hervor. Schon Paul Flemming, angeregt durch die Argenis des Barclay, *) hatte die Absicht gehabt, eine Margenis (anagrammatische Versetzung

*) Sie war zuerst 1621 zu Paris erschienen: ein lateinischer Roman, der die damaligen Staatsverhältnisse Frankreichs allegorisch darstellt. Er hatte sich eines ungeheuren Beifalls zu erfreuen, und ward vielfach fortgesetzt und übersetzt; zuletzt noch 1794 zu Berlin. Siehe Ebert's allg. bibliogr. Lex. I, 136 fgg.

von Germanis *) zu schreiben, in der er die damalige Lage Deutschlands im Kriege schildern wollte: **) gleichfalls allegorisch und mit versetzten Namen, was einerseits an ältere allegorisch-historische Gedichte, wie den Theuerdank, erinnert, und andrerseits die Scheu der Gelehrtendichtung charakterisirt, welche die Geschichte der Gegenwart, wenn überhaupt, doch nur in Masken ertragen konnte. Allein Flemmings Plan kam nicht zur Ausführung, oder wenn ausgeführt, so wurde das Gedicht niemals bekannt: (Gervinus a. a. O.) und so ist Dietrich von dem Werder, als Hauptbeförderer des Palmenordens sowie als Uebersetzer des Tasso und Ariost berühmt (Gervinus III, 404), zugleich der Erste, der in seiner Diana (1644) den Ansatz zum historisch politischen Romane nimmt. In der Diana hat Werder „in Episoden die Geschichte des dreißigjährigen Krieges niedergelegt, obwohl höchst schwach und dürftig, so daß man wohl den Anfänger erkennt; in den Erzählungen von Dinanderso, Lodaso, Lastewin, Mivara u. s. w. erkennt man bald den Krieg, die Schlacht bei Lützen, Ferdinand, Adolph, Wallenstein, den Herzog von Weimar u. s. w. wieder. Hier also beginnen sogleich die Geschichtsgedichte, und recht deutlich heißt dies Werk ein Räthsel-Gedicht, das zum erstenmale der Fabel wegen, das zweite und dritte Mal der

*) Deren sich auch Sigmund von Birken (Betulejus) bediente: Margenis, das vergnügte, bekriegte und wieder befreite Deutschland, 1679, eines von den oben erwähnten Gelegenheitsspielen, das 1652 öffentlich zu Nürnberg war aufgeführt worden. Koch I, 270. Vgl. Gerv. III, 300. 430.

**) „Es sollte die Thaten der Helden auf die Nachwelt bringen, die um die Margenis gebuhlt; sie sollten anagrammatisch benannt werden: Vagust, Herbrand, Stallwein, Zelafor u. s. f." Gervinus III, 239 Note 145.

Reden wegen, das vierte Mal der politischen Weisheit und verdeckten Geschichte wegen gelesen werden müsse." (Gervinus III, 396.) Auf demselben Wege schritten Philipp von Zesen, Bucholtz, Anton Ulrich von Braunschweig vor; besonders die Octavia des Letztern (1711) ist reich an Episoden aus der Zeitgeschichte, die sie, in allegorischer, oft schon den Zeitgenossen, geschweige denn uns unverständlicher Verkleidung, mit der Geschichte des römischen Alterthums in Verbindung setzt: a. a. O. p. 399. Vor Allem aber ist hier Lohenstein's Hermann und Thusnelda (1689) zu nennen. Denn wie in den Romanen des Herzogs von Braunschweig das römische Alterthum, wie in anderen andere fremde Historien, so bildet in diesem Werke des Lohenstein das vaterländische Alterthum, die Vergangenheit der eigenen deutschen Geschichte den Grundstock des Romans, an den sich, ebenso wie bei jenen, Episoden aus der Zeitgeschichte, oder wie Gervinus es passend nennt: apocalyptische Geschichten der Gegenwart, anschließen.*) Es bezeichnet dieser Roman also den Punkt, wo die Gelehrtendichtung mit ihrer antiquarisch patriotischen Neigung für die Vergangenheit und die politische Dichtung mit ihrer Allegorie der Gegenwart zusammentreffen. Seitdem wurden diese Hof- und Staatsromane immer häufiger. Happel, Bohse und Andere haben ganze Bibliotheken dieser Art zusammengeschrieben; die Titel findet man bei Koch II, 248. 261 fgg.**) — Alle diese Romane nun, die mit der

---

*) „Unter Hermanns Figur agirt nicht undeutlich Kaiser Leopold selbst." Gerv. III, 401.

**) Wir wollen einige dieser Titel hersetzen: Amor am Hofe, oder das spielende Liebesglück hoher Standespersonen (1710). Verliebte Verirrung der sicilianischen Höfe (1725). Der Liebes-Feengarten, in

Zeit die historische Grundlage völlig fahren lassen, machen es sich hauptsächlich zur Aufgabe, das politische Leben jener Zeit, also das Hofleben zur Darstellung zu bringen. Sie wollen dem Leser, der nicht hoffähig ist, und nicht selbst in das Allerheiligste des Hofstaats treten darf, doch wenigstens ein Spiegelbild dieses fürstlichen Daseins gewähren. Man befindet sich bei ihnen immer in der vornehmsten Gesellschaft, lauter Kaiser und Könige, Prinzen und Prinzessinnen; die Ceremonieen des Hoflebens werden gewissenhaft inne gehalten, die Sprache ist galant und schwülstig, wie sie vornehmen Herrschaften zukommt. Und wie das Hofleben selbst sich gern in kleinen Intriguen und Geheimnissen bewegt, mit denen es, in anmuthiger Vielbeschäftigtheit, sich selbst über seine eigene Nichtigkeit zu täuschen wünscht, so fehlt auch dem Roman dieser Stachel des Geheimnisses nicht. Versetzte Namen, Anspielungen und Räthsel geben zu deuten und zu fragen; ja man muß schon selbst ein Stück Politikus sein, um diese politischen Romane zu verstehen.

Von ähnlichem Schlage waren nun auch die theatralischen

---

welchem hoher Personen unterschiedene Liebesgeschichten vorgetragen werden (1724): sämmtlich von August Bohse, bekannt unter dem Namen Talander: vgl. Gervinus III, 504. Ferner die bekannte Banise des Herrn von Ziegler, 1721: a. a. O. 402, 404, 450, 504, die noch 1754 einer „Engeländischen Banise, oder Begebenheiten der Prinzessin von Sussex" zum Muster diente. Dann die Happel'schen Romane, in einer fortlaufenden Reihe von „sogenannten europäischen Geschichtsromanen": ein italienischer, ungarischer, spanischer, französischer, deutscher, engeländischer, baierscher, sächsischer, schwäbischer u. s. w. Koch, a. a. O. 262, 263. Vgl. Gervinus III, 276, 401, 532. — Auch Christian Weise, wiewohl er in seinen Romanen dieser höfischen Richtung eigentlich entgegensteht, nimmt doch gleichfalls von hier seinen Ausgangspunkt: Gerv. III, 411 fgg.

Haupt- und Staatsactionen, die gleichfalls nur in den höchsten Regionen spielten. Es waren die historischen Tragödieen der Zeit. Harsdörfer (st. 1658: er war mit Johann Klay d. J. Stifter des Pegnitzordens, 1644. vgl. Gervinus, III, 289 und 416 fgg., von welcher letztern Stelle auch das Folgende entnommen ist) erklärt in der Vorrede zu seiner Diana ausdrücklich: den dreierlei Hauptständen der Welt entsprächen dreierlei Hauptgattungen von Poesieen: dem bäurischen Nährstande das Waldgedicht und Schäferspiel, dem bürgerlichen Wohlstande das Freuden- und Lustspiel, dem fürstlichen Ehrstande das Epos, oder der Roman und das Trauerspiel. Kaiser und Könige in das Lustspiel einzuführen, (fährt Gervinus fort) war schon Opitzens Ansichten nach ein Irrthum, und ebenso war umgekehrt ein heroisches Personal und eine heroische Darstellung im Trauerspiel unentbehrlich, ja Klay hält sich überzeugt, daß ehedem bloß Kaiser, Fürsten und Helden Trauerspiele gedichtet!" — Dieser Zweig unsres Drama entspricht also genau der eben besprochenen Richtung des Romans: „auch in das Schauspiel gehen politische Räthsel ein, und politischen Rath geben ist einer der ersten Zwecke dieser Geschichtstücke." (Gervinus 419.) Hierher gehören also die Trauerspiele der Gryphius, Lohenstein, Hallmann und Haugwitz; aber auch die eigentlichen Haupt- und Staatsactionen gehören hierher: jene größtentheils improvisirten Spektakelstücke, meinen wir, die in dem ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts der Stolz der herumziehenden Banden, die Lust des zuschauenden Publikums waren, und die selbst über die Grenze der deutschen Zunge hinaus, nach Dänemark verpflanzt wurden, wo Holberg (siehe dessen Ulysses von Ithacia, mit den Anmerkungen der Herausgeber:

Kopenhager Ausgabe von 1833, Bd. III p. 95 und IV, und in der großen Rahbekschen Ausg. von 1804 Bd. II, p. 477—484. Vgl. Löwens Gesch. des deutsch. Theat. in dessen sämmtl. Werken, IV, p. 19) ihr seine Bauern- und Bürgerkomödie entgegensetzte, und dadurch selbst auf die Wendung unsrer deutschen Bühne von großem Einfluß ward. Die Stoffe dieser Haupt- und Staatsactionen waren allerdings meist aus der alten, namentlich der römischen Geschichte entlehnt; aber auch die Zeitgeschichte, sowohl die einheimische als die fremde *), ging dabei nicht ganz leer aus: vgl. Gervinus III, 419.

Inzwischen hatte sich, im zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, die formale Ausbildung der Literatur so weit vollendet, daß die deutsche Dichtung fähig ward, auch die Versmaße

*) Da die meisten dieser Stücke eben nur improvisirt, selten aufgeschrieben und kaum jemals gedruckt worden sind, so hält es schwer, den Umfang dieser Richtung zu übersehen. Plümicke a. a. O. p. 110 hat den ausführlichen Titel eines derartigen Stückes aufbewahrt, das 1731 in Berlin von Titus Maas, Baden-Durlachischem Hofkomödianten, aufgeführt ward, wiewohl nur mit Marionetten, und das den Beweis giebt, daß diese Komödie ihre Stoffe mitunter auch aus der Tagesgeschichte, selbst aus der fremden, entnahm. Das Stück lautete: Sehenswürdige, ganz neu elaborirte Hauptaction, genannt die remarquable Glücks- und Unglücksprobe des Alexander Danielowitz, Fürsten von Mentzikopf, eines großen favorirten Cabinetministers und Generalen Petri I., Czaaren von Moskau, glorwürdigen Andenkens, nunmehr aber von den höchsten Stufen seiner erlangten Hoheit bis in die tiefsten Abgründe des Unglücks gestoßenen veritablen Belisary mit Hannswurst, einem lustigen Pastetenjungen, auch Schnirfax und kurtzweiliger Wildschütze in Sibirien u. s. w. Es ward aber vom Berliner Hof — verboten.

der Griechen, die, wie überall, so auch im Formalen der Poesie den Gipfel der Schönheit erreicht haben, sich selbständig anzueignen. Damit ist das Höchste erlangt, was in dieser Richtung zu erlangen steht. Die formale Uebungszeit unsrer Literatur ist beendet; aus der Lehre der Alten und der Franzosen, der Italiäner und der Holländer kommen wir, uns anlehnend an die stammverwandten Engländer, endlich zu uns selbst zurück. Zugleich aber ist damit, daß wir nunmehr also die bloß formale, bloß äußerliche, conventionelle Dichtung abgethan haben, auch dies gegeben, daß wir nun überhaupt auf den Inhalt, auf eine lebendige Dichtung des Gemüths zurückkommen. Auch hiezu waren bereits, in Günther, Brockes, Drollinger, stufenweise Vorbereitungen geschehen, die wir an einem andern Orte (Gött. Dichterb. p. 52 fgg.) näher beleuchtet haben, und die nun endlich zu Klopstock führen. Klopstock knüpft die Poesie da wieder an, wo sie bereits bei der Volksdichtung stand: bei dem musikalischen Element und dem Pathos des Gemüths. Aber jenes hat in der mühseligen Schule, die es inzwischen durchgemacht, sich zur schönen Form befestigt; dies dagegen beginnt mit Klopstock die Entwicklung zum schönen Subject, dem schönen, kunstberechtigten Individuum, das endlich in Göthe zu seiner Vollendung kommt. Stufenweise wird während dieser Entwicklung unsrer Poesie die Innerlichkeit, innerhalb der Kunst, sich selber gegenständlich; die ganze Gemüthswelt, eine Sphäre nach der andern, geht in die Welt des Schönen über und verkörpert sich in Kunstwerken. Die Religion, das gemüthliche Verhalten zur Natur, die Freundschaft, die Liebe, Alles nach einander wacht auf, wird lebendig, findet Form und Klang, Gestalt und Leben: bis zuletzt Göthe erscheint, dieser Kenner der Höhen und Tiefen, der das ganze glühende Herz,

die lebendig bewegte Welt des Innern, alle die Freuden, die unendlichen, alle die Schmerzen, die unendlichen, ein ganzes, völliges Menschenleben, vom wildschäumenden Sturz der Jugend bis zum stillen klaren Spiegel des Greisenalters, in der Dichtung niederlegt.

Aber hier ist auch die Schranke dieser Richtung. Der Uebergang aus der Subjectivität der Gemüthswelt in die Objectivität der Geschichte, aus der Isolirtheit des Individuums in die Allgemeinheit des Staates ist ihr versagt. Es ist die Selbstsucht der schönen Persönlichkeit, der künstlerische Quietismus des Poeten, woran sie ihre Schranke findet. „Stört mir meine Kreise nicht!" Der Dichter mag nichts wissen von der Geschichte, die ihm den Selbstgenuß seiner Persönlichkeit, seiner subjectiven Empfindungen und Leidenschaften verkümmern würde; neben den großen Schicksalen der Welt, wohin würden sie schwinden, diese Schicksale des Seelchen, das sich anmuthig in sich selbst gesponnen hat? Für die politische Poesie daher, die Poesie der Oeffentlichkeit und der historischen Bewegung, ist diese Entwicklung unserer Literatur, die im Uebrigen so unvergleichliche, vollsaftige Früchte getragen hat, vollkommen unfruchtbar geblieben. Anfänglich, ehe sie noch über sich selbst klar ist, macht sie einzelne vergebliche Versuche, die Politik in ihren Kreis zu ziehen; späterhin, in der Zeit ihrer eigenen Blüthe, kehrt sie sich sogar polemisch gegen dergleichen Versuche, und begründet jenes Dogma der Aesthetiker, von dem wir im Eingang dieses Aufsatzes gesprochen haben. Aber nicht dürfen wir jenes der Mangelhaftigkeit der Talente (denn wer wollte Klopstock's Talent gering schätzen?), noch dieses einem Mangel an Sittlichkeit, einem schlechten und verderbten Willen zuschreiben. Diesen letztern Einfall haben Börne und Menzel gehabt; sie haben aus Göthe's

Theilnahmlosigkeit für die politischen Begebenheiten seiner Zeit Veranlassung genommen, ihn der Unsittlichkeit zu beschuldigen und eines förmlichen Hochverraths an unserem Vaterlande anzuklagen. Als ob es nur in Göthe's Willen gelegen hätte, der Ulrich von Hutten des neunzehnten Jahrhunderts zu werden, und als ob nicht jede menschliche Existenz, auch die vollkommenste und größte, in dem Boden ihrer Zeit und ihrer Umgebung wurzelte! Der Einfall war kindisch, und beweist nur, daß weder Börne noch Menzel sich jemals auf Geschichte verstanden haben. Jeder Zeit muß man gönnen, was ihr gebührt. Man muß nicht Trauben von den Disteln — oder wie hier wohl die Meisten werden umgekehrt sagen: nicht Disteln von den Trauben lesen wollen; man muß nicht von Göthe politische Lieder, nicht von ihm ein Herz für seine Zeit verlangen.

Zwei geschichtliche Ereignisse fallen in diese Periode, welche beide die allgemeinste Theilnahme des deutschen Volkes erregten und auch auf die Dichtung nicht ohne Einfluß blieben: die Regierung Friedrichs des Großen und die französische Revolution.

In der höchsten Sphäre des Lebens, auf dem großartigsten Schauplatz menschlicher Wirksamkeit brachte Friedrich der Große zur Darstellung, was übrigens, im Kleinen und Großen, in Theorie und Praxis, in Literatur und Leben, der allgemeine Charakter, und recht eigentlich die Aufgabe seiner Zeit war: die Reaction nämlich des werthvollen, lebendigen Subjects gegen die todte Masse der Convenienz und in die inhaltlose Ueberlieferung. (Götting. Dichterb. p. 112 fgg.) Diese Könige, die vor und neben ihm die Polster ihrer Throne drückten, was

waren, was wurden sie im Vergleich mit ihm! Der Begriff des Königthums, bis dahin nur noch ein leerer Popanz, ein Götze, vor welchem nur Schmeichler knieten, erhielt durch ihn einen neuen und wirklichen Werth. Nicht als ein Mysterium sah er das Königthum an, sondern ihm war es ein Ministerium, bei welchem die Pflichten größer waren als die Rechte; nur der erste Diener des Gesetzes, der erste Beamte des Volkes wollte er sein; in Krieg und Frieden, als Soldat und Staatsmann, als Feldherr und Regent, immer und überall war er es, er selbst, mit der Fülle seines Genies, der Unbezwinglichkeit seines Charakters, der an der Spitze seiner Nation stand, die zuerst durch ihn und in ihm gelernt hat, sich als Nation zu fühlen. Die Schmeichelei, diese Pest der Höfe, und das leere höfische Ceremoniel, das, wie wir gesehen haben, auch schon die übrigen Kreise der Gesellschaft und selbst die Literatur zu beherrschen anfing, durfte sich ihm nicht nähern; der traditionellen Verehrung des Thrones, der hohlen erlogenen Bewunderung ward durch ihn, durch sein Leben, seine Thaten, ein innerer Kern der Wahrheit und Lebendigkeit, eine schöne und großartige Berechtigung gegeben, und dadurch ein an sich unsittliches und nichtiges Verhältniß sittlich und werthvoll gemacht. Wahrlich, es muß etwas Großes, etwas Ungeheures muß es sein um einen König, der wirklich der Erste seines Volkes, der Held seiner Zeit, der lebendige Träger und Vorfechter der Freiheit ist! Es muß schön sein, auch einen König verehren und sich für ihn begeistern können: nicht mit der hergebrachten Verehrung, dem stereotypen Enthusiasmus der Höflinge, auch nicht bloß mit jenem abstracten Respect, der schon theoretischer Weise dem Oberhaupt des Staates gebührt, und der also mehr dem Amt gilt als dem Mann:

sondern in dem Könige zugleich die Idee der Zeit, den Bestätiger des Volkswillens, den Mann des Jahrhunderts ehren zu können — das ist es, wonach die Welt sich sehnt, und wovon Friedrich der Große ein erhabenes, leider nur, wie es scheint, unerreichbares Beispiel nachgelassen.

Wie Friedrich der Große solchergestalt auf unsre Literatur eingewirkt hat und was diese ihm schuldig geworden, das läßt sich nicht erschöpfender aussprechen, als Göthe mit einem kurzen und treffenden Wort gethan hat, welches tausend andere erspart und uns namentlich auch der Nothwendigkeit überhebt, jene noch immer nicht ganz verhallten Stimmen zu widerlegen, welche Friedrich dem Großen aus seiner (wie sie es nennen) undeutschen Vernachlässigung unsrer Literatur ein Verbrechen machen. „Durch Friedrich den Großen", sagt er (Wahrheit und Dichtung, II, 130: der sämmtl. Werke Band 25) „und die Thaten des siebenjährigen Krieges kam der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie." Denn aus der schwülen Stille eines langen, leidsamen Friedens war die Nation durch ihn zuerst wieder in die geschichtliche Bewegung hineingezogen worden, ja noch mehr: sie ward an die Spitze der Bewegung gestellt und ein deutscher Staat, so lange das Adlerauge Friedrichs des Großen wachte, führte die Hegemonie der Welt. Wie hätten wir uns aus der Dienstbarkeit fremder Muster, fremder Sitten erheben mögen, ohne diesen geistigen Mittelpunkt, den Friedrich der Große, der Stolz seines Volkes, der allgemeine Stolz seiner Zeitgenossen, uns bot? Wie hätten wir die Franzosen theoretisch überwinden wollen, hätte Friedrich sie nicht bei Roßbach praktisch in die Flucht geschlagen, und die zierlichen Meister der Welt zum Gespötte der Welt, selbst zu ihrem eigenen, gemacht?

Woher hätte Abbt Leser nehmen wollen für seine Schrift vom Tode fürs Vaterland (1761), ja woher hätte ihm selbst der Gedanke dieser Schrift kommen wollen, wenn nicht aus der Zeit des siebenjährigen Krieges, wo Tausende, und unter ihnen ein Dichter, ein Liebling der Nation, Ewald von Kleist (Gött. Dichterb. 154, 155), den praktischen Commentar zu seiner Schrift abgaben und wirklich den Tod für's Vaterland starben?*) Was hätte es Klopstock genützt, die großen Begriffe des Vaterlands, der Freiheit, der deutschen Ehre abstracter Weise zu erneuern, wenn Friedrich der Große uns nicht praktisch gelehrt hätte das Vaterland lieben, der Freiheit dienen, die deutsche Ehre wieder aufrichten? Ja wenn er, durch seinen Ruhm, seine Thaten uns nicht ein Vaterland gegeben hätte, auf das wir wieder stolz sein konnten? eine Freiheit vertheidigt, die wir preisen, eine Ehre verschafft, deren wir uns rühmen durften? Erst nach den Schlachten Friedrich's war Klopstock's Wir und Sie (1766) möglich, vorher wär' es eine Renommisterei gewesen, nicht besser als heutzutage — der Becker'sche Rhein.

*) Dies Verhältniß seiner Schrift zu der Zeit, in welcher sie entstand, hat Abbt selbst sehr wohl gefühlt: „Die Zeiten," sagt er in dem Vorbericht zur ersten Ausgabe (Verm. Werke v. 1768 fg. Theil II im Anfange): „durch welche unser Leben jetzt fortgestoßen wird, machen die Gedanken über den angezeigten Gegenstand sehr natürlich und lassen wenig Leser übrig, die sie nicht näher angehen sollten. Der Verfasser dieser Schrift hat geglaubt, daß sich ein Patriot wohl damit beschäftigen dürfe, den Tod für das Vaterland auf einer Seite vorzustellen, von welcher ihn ein jeder preußischer Unterthan betrachten kann und betrachten muß, seine Grundsätze mögen übrigens beschaffen sein, wie sie wollen." Und ähnlich in dem Vorbericht zur Schrift vom Verdienst, im I. Bd. der erwähnten Ausgabe. — Die Darstellung, welche Gervinus von Abbt giebt, (IV, 237 fgg.) ist bei Weitem nicht ausreichend, namentlich bleibt die patriotische Seite ganz unberührt.

Und das Alles, meint Ihr, hat ein undeutscher König gethan? Diesen Thatsachen gegenüber, meint Ihr noch Recht zu haben, von Friedrich's Franzosenthum *) und seiner Vernachlässigung unsrer Literatur zu sprechen? Er hat Thaten gethan, er hat der Geschichte gedient und der Dichtung einen größeren Stoff gegeben, als sie noch in Jahrhunderten wird bezwingen können; das, meinen wir, ist genug gethan und überhaupt die einzige Art, wie ein König für die Literatur sorgen kann und darf. Denn die Literatur ist selbst nichts Einseitiges und Eigenes; sondern nur ein Abbild, eine bestimmte Darstellung ist sie des Lebens überhaupt. Daher wenn es einen König gelüstet, ein Beförderer der Literatur, der Kunst, der Wissenschaft weniger zu heißen, als zu sein: so entschließe er sich und befördere die Zeit, die Geschichte, das Leben überhaupt. Statt sich Sänger zuzuziehen und Hofpoeten abzurichten, gebe er Thaten: so werden die Sänger sich von selbst einstellen und vieles andere Gute dazu. Allerdings wäre es unbillig, wenn wir läugnen wollten, daß auch der äußerlichen Anerkennung der Dichter und Künstler von Seiten der Könige oftmals eine liebenswürdige, edle Gesinnung, eine wohlmeinende und achtungswerthe Bestrebung zu Grunde liegt, und daß die Orden und Ehrenzeichen, die man neuerlich für Kunst und Wissenschaft gestiftet hat, immerhin sehr erfreulich sein mögen: mehr zwar für den, der sie austheilt, als für den, hoffen wir, der sie empfängt. Aber die Stellung der

---

*) Göthe, a. a. O. 105: „Wie kann man von einem Könige, der geistig leben und genießen will, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält (und, setzen wir hinzu, nach Allem, was ihm davon zugekommen war, für barbarisch halten mußte), nur allzuspät entwickelt und genießbar zu sehen?"

Könige, wie in vielen anderen Dingen, so ist sie auch hierin nicht mehr so naiv und selbständig, wie in der guten alten Zeit. Sollen diese Auszeichnungen wirklich den Sinn haben, den man ihnen hie und da beilegt und ohne den sie freilich gar keinen haben, das heißt: sollen sie (und unter den gegenwärtigen Umständen sind sie in der That nicht mehr) nicht bloß ein Zeichen persönlicher Gunst und ein persönlicher Maßstab des fürstlichen Geschmacks, sondern eine nationale Anerkennung, eine Verherrlichung der Kunst von Seiten der politischen Macht sein; so dürfen diese Auszeichnungen nicht von autokratischen, sondern nur von solchen Regierungen ausgehen, die wirklich den Volkswillen repräsentiren, und an deren Handlungen der Volkswille (durch die Vertreter des Volks) einen wirklichen und ausgesprochenen Antheil hat. Es ist damit, wie heut zu Tage mit allen Dingen: alle Straßen führen nach Rom; Alles und Jedes in unsrer Zeit drängt auf das vornehmste und einzige Bedürfniß der Zeit, auf constitutionelle Verfassung, hin. Man wird uns den Einwand machen, daß repräsentative Versammlungen sich schwerlich mit derlei Gegenständen befassen, und daß Kunst und Wissenschaft, bei dem zu erwartenden Uebergewicht der materiellen Interessen, völlig leer ausgehen würden. Darüber läßt sich vorher nicht streiten; machen wir die Probe. Anders für jeden Fall, das geben wir schon jetzt zu, würden die Auszeichnungen werden, als jetzt: aber vermuthlich zeitgemäßer. Oder ist es nicht ein Irrthum, wenn auch ein sehr liebenswürdiger, und eine Verkennung unsrer Zeit, daß man gerade denen, die man selbst für die Weisesten und Besten erklärt, nichts Geringeres zutraut, als den ordinärsten Köhlerglauben des Volks zu theilen und in einem Endchen Band, einem blanken Stern eine Aus-

zeichnung zu finden? Aber wär' es nun auch und kümmerten die Regierungen sich gar nicht mehr um Künstler und Poeten, was wär' es denn für ein Schade? Es klingt grell, was wir hier sagen, und ist ein Mißton in den allgemeinen Jubel, der von dergleichen Auszeichnungen bereits eine neue Aera der Kunst und Wissenschaft datirt: aber dem Historiker, der die Erfahrungen der Geschichte vor sich hat, muß man es zu Gute halten, wenn er in diesen Jubel nicht einstimmt und sogar ihm widerspricht. Noch nie und nirgend ist die Poesie eines Volkes (denn sie ist eben des Volkes) durch Regierungsmaßregeln, durch Orden und Pensionen gefördert worden. Denn was sollten diese auch fördern? Sie können ja ihrer Natur nach nur immer die Vergangenheit belohnen; die Vergangenheit aber ist fertig, der Baum des Genies bekommt nicht dadurch einen neuen Trieb, daß man ihm ein buntes Band umbindet. Und für die Zukunft geschieht mit diesen Dingen nun völlig gar nichts: oder was wären das für Talente, die sich durch die Aussicht auf einen Ordensstern, einen Jahrgehalt aufwecken oder befördern ließen? Und gleichwohl ist es noch der seltene, der beste Fall, wenn diese Dinge bloß nichts nützen; die Geschichte lehrt auch, daß sie sogar schaden können. Cäsar Augustus und Ludwig der Vierzehnte, sie haben Beide zu vielem Andern, was sie dem Volk entwendet haben, ihm auch seine Literatur entzogen und ihm statt deren eine Hofpoesie geschaffen, an der es wahrlich nichts gewonnen hat. —

Und weil die Dinge so stehen, so ist es wohl jedenfalls das Sicherste und Beste, wenn man sich von oben herab lieber gar nicht, weder zum Guten noch zum Bösen, weder mit Auszeichnungen noch mit Bestrafungen, um die Poesie bekümmert.

Man nennt sie gewöhnlich eine Blume: wohlan, wächst nicht Alles in der Natur von unten nach oben? So hat auch die Poesie ihre starken lebendigen Wurzeln nur unten beim Volk; von oben her braucht sie nur Luft, nur Freiheit zum Wachsen, alles Uebrige findet sich. Und selbst diese Freiheit braucht ihr nicht bloß von oben zu kommen: wenn man sie ihr nicht geben will, was mehr? sie nimmt sie sich. — Zwar hat man auch Pflanzen, die sich umgekehrt ziehen lassen, von oben nach unten: aber das sind Schling- und Schmarotzerpflanzen — und welcher Fürst möchte die erziehen?

Man ahme also auch hierin Friedrich dem Großen nach, der sich überhaupt leichter nachahmen, als erreichen, geschweige denn überbieten läßt. Er war der Held seines Jahrhunderts und damit genug; um die deutschen Poeten bekümmerte er sich nicht. Er zog sie nicht in seine Nähe, er aß mit ihnen nicht von Einer Tafel: aber er setzte sie auch nicht ab, wenn sie ihm Mißfälliges gedichtet hatten; er stiftete ihnen keinen Orden: aber das Pasquill, das man auf ihn gemacht hatte, ließ er eine Elle tiefer hängen, damit die Leute es besser lesen könnten.

He was a man, take him for all in all,
We shall not look upon his like again.

So groß nun allerdings der indirecte Einfluß Friedrichs des Großen auf unsere Dichtung war, so wenig doch, bei der ganz andern Sphäre, in welcher sie sich bewegte, war diese selbst im Stande, Friedrich den Großen, seine Schlachten und Siege direct zu ihrem Inhalt zu machen und an den politischen

Ereignissen der Zeit poetischen Antheil zu nehmen. An Versuchen dazu hat sie es nicht fehlen lassen; aber sie sind alle unzulänglich geblieben und mußten es bleiben, weil nicht das Epos, sondern die Lyrik, nicht das politische, sondern das sentimentale Interesse in der Absicht und dem Vermögen dieser Epoche lag. Hievon abgesehen, und wenn es nur auf Versuche, nicht auf Leistungen, nur auf Namen, nicht auf die Sache selbst ankäme, so ließe sich freilich mit leichter Mühe eine ganze Friedrichs-Literatur zusammenstellen. Hier mag uns statt aller Uebrigen nur Ramler zum Exempel dienen; wie er denn wirklich das Muster für die Uebrigen abgab, die Schubart, Willamow, Karschin, wie auch andrerseits für die Denis, Sonnenberg, Haschka und wie sie weiter heißen. Ramler (vgl. Gervinus IV, 210 fgg.) hat das Privilegium für den Flaccus des neuen Cäsar zu gelten; der Vergleich, soweit er ihn betrifft, ist in der That nicht unpassend. Er ist ebenso conventionell, ebenso nüchtern, berechnend, unpoetisch, verschanzt sich ebenso hinter Allegorie und Mythologie, wie Horaz*) in seinen Oden. Darin nur übertrifft er den Schmeichler des August unendlich, daß, wenn Jenen nur die Schmeichelei und die persönliche Abhängigkeit, ihn dagegen ein wahres, lebendiges Pathos treibt, welches nur leider in dieser antikisirenden Verhüllung sich selbst um seinen eigenen Effect bringt, und ferner darin, daß die edelste Unabhängigkeit, ja man könnte sagen, eine Art von Trotz gegen diesen König, der von seinem Dichter nichts weiß noch wissen mag,

---

*) Vgl. die eben erschienene, treffliche Schrift von S. W. Teuffel: Charakteristik des Horaz. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte. Leipzig **1842**, an der freilich die Verehrer des Alterthums quand même großes Aergerniß nehmen werden.

ihm zur Seite steht. Es ist die veredelte, von den Schlacken des Eigennutzes, noch aber nicht vom Staub des Pedantismus gesäuberte Hof- und Gelehrtendichtung, die Ramler uns darstellt. „Er ist", sagt Gervinus a. a. O. 214, „neben Gleim der Chorführer der ganzen Reihe jener bardischen Dichter, die von großen Persönlichkeiten angefeuert, wieder Gelegenheits- und Lobgedichte verfertigten, die sich von denen des siebzehnten Jahrhunderts nur durch bessere Objecte und poetische Gabe unterscheiden."

Dieses Urtheil indessen, so wahr es übrigens ist und so sehr wir es zu dem unsern machen, bedarf doch in Bezug auf Gleim einiger Einschränkung. Denn man würde eine sehr wichtige Seite an Gleim übersehen, wollte man ihn ohne alle Ausnahme bloß unter den großen Haufen der Gratulationsdichter setzen. In seinem Alter freilich, wo er den Dichter von Amtswegen machte, ein wahrer Ueberall und Nirgend, mit hunderterlei Vorstellungen, Empfehlungen, Bitten sich an Fürsten und Fürstinnen drängte und, mit einem Gleichniß *), das nicht schiefer gedacht werden kann, sich „den Ossian des preußischen Hauses" nennen ließ: da freilich war er weiter nichts, und vielleicht in seinem eigenen Bewußtsein hat er nie etwas Anderes sein wollen. Denn er war nun einmal von Jugend an der allgemeine Lobredner und Enthusiast, die personificirte Süßthuerei und Bewunderungssucht seiner Zeit. Aber dasselbe unverdiente Glück, das ihn, sehr gegen seinen Willen und seine eigene Absicht, zum Vater der deutschen Romanze gemacht hat (Gött. Dichterb.

---

*) Es rührt von der Königin Luise von Preußen her: Körte im Leben Gleims, p. 348.

256 fgg.), machte diesen kleinen feinen Mann auch zum Tyrtäus des siebenjährigen Krieges. Gleim's „Kriegslieder", diese gelungenste Erneuerung des Volksliedes, deren unsre Literatur sich bis auf Göthe zu rühmen hat, stehen als eine ebenso große Abnormität in Gleim's übrigem Leben und Dichten, als überhaupt in der Literatur dieses Zeitalters da. Gleim, der Anakreontiker, der nur von Wein und Mädchen sang, wiewohl er weder den einen trank, noch die andern küßte, der seine Freunde mit allen Liebenswürdigkeiten und allen Unarten eines verliebten Frauenzimmers behandelte, der mit seinem Freunde Jacobi wahre Liebesbriefe gewechselt hatte, der dem Petrark und den Minnesängern nachzulallen strebte, der süße, redselige, unausstehlich geschwätzige Gleim — wer hätte in ihm den „Grenadier" Friedrichs des Großen gesucht, wer ihm den kurzen, knappen Gang dieser Lieder zugetraut, die daher schreiten, leicht und fest, hurtig und sicher, in geflügeltem Takt, wie der Sturmschritt der Kolonne? Wer hätte in dieser Literatur, die kaum erst anfing, die Fesseln der Convenienz von sich zu streifen, und die bis dahin erst in dem religiösen Gebiet zur Aussöhnung der Form mit dem Inhalt und zur wirklichen Darstellung des Kunstschönen gekommen war, übrigens aber noch überall in fremden Fußtapfen wankte — wer hätte von ihr schon jetzt ein Product von der Volksthümlichkeit, der Frische und Ursprünglichkeit, dem historischen Sinne, der politischen Bestimmtheit erwartet, wie diese Kriegslieder es sind? Auch wußte man sich Anfangs weder in den Dichter, noch in die Gedichte selbst zu finden: man bewunderte sie zwar, man staunte sie an, aber wie etwas Fremdes, etwas Unerhörtes und Problematisches. Die Wenigsten wollten glauben, daß Gleim

wirklich ihr Verfasser wäre. „Es ist ja abzusingen mit dem Stock in der Hand", sagten die Einen. „Alle Sprachgesetze sind mit Füßen getreten", klagten die Andern (s. Körte, a. a. O. 99, 100). Lessing selbst, wiewohl er es gewesen, der die Gedichte des Grenadiers bevorwortet und ins Publikum eingeführt hatte *), konnte sich mit der entschieden politischen Färbung und dem patriotischen Pathos des Poeten nicht ganz befreunden. „Der Patriot (tadelt er bei Gelegenheit eines Gleim'schen, sonst nicht bekannt gewordenen Kriegsliedes) überschreit den Dichter zu sehr; zwar ist auch bei mir der Patriotismus nicht ganz erstickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten, nach meiner

*) Im Jahre 1757. Aus diesem Vorbericht, der auch in der Körte'schen Ausgabe der Gleim'schen Gedichte (in 7 Bänden, 1811 fgg.), Bd. IV, p. XXI—XXXII wiederholt ist, und aus der vielen Mühe, mit welcher Lessing, dessen Sache die Pedanterie doch sonst nicht war, den Standpunkt der Kriegslieder durch Parallele und Analogie mit den Alten zu bestimmen und den Dichter, seine Form, seine Sprache u. s. w. zu vertheidigen sucht, läßt sich der Schluß machen, wie ungewohnt und überraschend dem größeren Publikum diese Gedichte gewesen. Noch ein Umstand ist in dieser Vorrede bemerkenswerth: indem Lessing nach einer Analogie zu den Kriegsliedern sucht und die Vergleichung mit den Alten nicht ausreichend findet, kommt er endlich (p. XXVI) zu der etwas baroken Schlußfolge, daß, „wenn er den Grenadier ja mit Dichtern aus dem Alterthum vergleichen solle, so müßten es unsere Barden sein." Das war vermuthlich wohl ziemlich das erste Mal, daß dieser Name in diesem Sinn und diesem Zusammenhange angewendet ward. Er mußte damals auch noch ziemlich neu und unbekannt sein; denn Lessing, mit der Gelehrsamkeit, die ihm immer überall zu Gebote stand, wenn er sie zu gebrauchen für nöthig hielt, citirt gleich hinterdrein Lucan, Eginhard u. A., um sich verständlich zu machen über Barden und Skalden. Nur wenige Jahre später (seit 1766), und unser Parnaß wimmelte von Barden und Skalden: eine Umwendung, für welche vermuthlich auch diese Stelle des Lessing'schen Vorberichtes nicht ohne Einfluß gewesen ist.

Denkungsart, das Allerletzte ist, wonach ich geizen würde, des Patriotismus nämlich, der mich vergessen lehrte, daß ich ein Weltbürger bin." (Aus Lessing's Briefwechsel mit Gleim, Berlin 1795: Körte a. a. O. 101, und in der Lachmann'schen Ausg. der Sämmtl. Werke, Bd. XII, p. 125.) In der That, wenn ein Mann, wie Lessing selbst, und den Ereignissen des siebenjährigen Krieges gegenüber (wohlgemerkt: Lessing war von Geburt ein Sachse, und hätte also provincieller Weise bei den Feinden Friedrichs des Großen stehen müssen: vgl. Gerv. IV, 233) den zweideutigen, inhaltlosen Ruhm des Kosmopoliten über die substantielle Tüchtigkeit des Patrioten setzen konnte: wie mag es da erst bei den Andern ausgesehen haben, die keine Lessinge waren! Und es gab keinen Zweiten, wie ihn. — Aber während die Gelehrten noch stutzten und stritten, hatte das Volk die edle Nahrung, welche ihm in diesen Liedern geboten wurde, rasch erkannt, und Gleim hatte die Freude, daß selbst die Bauern auf dem Felde seine Kriegslieder sangen: Körte, a. a. O. 104. Und noch jetzt, nachdem bald ein Jahrhundert verflossen ist und nachdem unsere Poesie inzwischen alle erdenklichen Tonarten erlernt hat, gehören die Gleim'schen Kriegslieder, wennschon auch sie in einzelnen Mängeln und Einseitigkeiten (Gött. Dichterb. 151 Note 2) die Spuren ihrer Zeit tragen, zu dem Vorzüglichsten, das unsre politische Dichtung aufzuweisen hat. Sie zeigen, zu welcher poetischen Energie die Energie des Patriotismus, in einem übrigens nichts weniger als energischen Subject, sich steigern kann, und daß daher das politische Pathos doch wohl kein so ganz schlechter Lehrmeister der Dichtung ist, als man gemeiniglich behauptet. — Von den zahlreichen Nachahmungen der Gleim'schen Kriegslieder, die zum Theil mit

vieler Anstrengung, aber geringstem Erfolg (wie in den Liedern von Rautenstrauch) namentlich auch von der Gegenpartei nachgeahmt und zum Theil sogar wieder rückwärts in die conventionelle Poesie übertragen wurden (wie in Weiße's Amazonenliedern, den Türkenliedern im Leipziger Musen-Almanach von 1773 p. 126: vgl. den Wieland'schen Merkur v. 1773, II, 51, 52, und im Grunde auch in Lavater's Schweizerliedern, 1764) brauchen wir hier nicht weiter zu reden; sie sind meist werthlos und auch im besten Fall, wie eben die Lieder von Weiße und einige von Lavater, doch nur liebliche Nachahmungen ohne innern politischen Gehalt. Ueber die Gleim'schen Kriegslieder vgl. noch Göthe, Wahrheit und Dichtung, a. a. O. 104, wo sie gleichfalls die gebührende Anerkennung finden.

Dieselbe Anerkennung läßt Göthe mit demselben Recht auch der Lessing'schen Minna von Barnhelm zu Theil werden: a. a. O. 106. Er nennt sie „die wahrste Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommen norddeutschem Nationalgehalt. Es ist die erste, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction von specifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that. Diese Production war es, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete." — In der That ist sie die einzige Dichtung, die wegen ihres politischen Hintergrundes hier neben den Gleim-schen Liedern genannt zu werden verdient: vgl. Gerv. IV, 383. Auf ähnliche Weise, wie Göthe selbst in Hermann und Dorothea, hat Lessing in diesem bürgerlichen Schauspiel, das übrigens auf Diderot und die Comédie larmoyante hinweist, die historische Grundlage der Zeit zum Fundament seiner Dichtung benutzt.

Aber was dem Göthe'schen Gedichte gerade abgeht, nämlich die politischen Sympathieen, das gerade vermehrte die schlagende und beinahe beispiellose Wirkung der Minna, die in Berlin (laut der Plümickeschen Theatergesch. von Berlin) im März **1768** binnen zwei und zwanzig Tagen neunzehnmal gegeben ward, und „wie der Götz die Ritterspiele, so eine Fluth von Soldatenstücken" (Gerv. a. a. O. *) veranlaßte, die aber freilich bloß die Aeußerlichkeit der Scenerie, nicht den lebendigen, politischen Kern dieses Stückes wiedergaben und sich nicht besser zur Minna stellten, als die Nachahmer Gleims zu den Kriegsliedern.

Denn im Uebrigen fehlte Viel, daß unsere Dichtung die Bahn verfolgte, auf welche Gleim und Lessing sie in den Kriegsliedern und der Minna von Barnhelm gewiesen hatten, oder richtiger: auf welche Gleim und Lessing selbst in diesen beiden Fällen mehr durch einen glücklichen Instinct waren geführt worden, als daß sie dieselben vorsätzlich beschritten hätten und sich und Andere hätten darauf erhalten können.

Vielmehr entwickelt sich jetzt jene altdeutschthümelnde Rich-

*) „Kein Werk, außer dem Messias und Göthe's Erstlingsdichtungen, hatte eine solche Theilnahme gefunden. Nach Berlin brachte es das erste Interesse an den deutschen Literaturgegenständen ins Volk; obgleich im Anfange die Aufführung Schwierigkeiten fand, da „„über Polizei und Regierung nicht dramatisirt werden sollte."" — Zu dem Letzteren ist zu merken, daß auch von den Gleim'schen Kriegsliedern Einige in der Berliner Censur stecken geblieben sind: Lessings s. W. XII, 125. Doch versteht sich von selbst, daß der König, wie er sich überhaupt um die deutsche Literatur nicht kümmerte, so auch hiervon nichts gewußt hat.

tung, welche oben bereits erwähnt ward und die wir als die andere, die abstracte und abenteuerliche Seite unserer politischen Poesie zu betrachten haben: die Bardendichtung. Charakteristisch für dieselbe ist dies, daß sie von Solchen ausgeht, die dem preußischen Interesse, dem Interesse für Friedrich den Großen, fremd oder gar ihm feindlich sind. Gerstenberg der Däne, Klopstock, der Friedrich den Großen wegen seiner Undeutschheit haßte und den dieser Eine, historisch sowohl erklärbare und sogar gerechtfertigte Zug gegen die übrigen, unvergleichlichen Eigenschaften des großen Königs wenn nicht blind, so doch gleichgiltig und verschlossen machte, Kretschmann der Sachse, dessen Vaterland, politisch und literarisch, durch Preußen überwunden und gedemüthigt war, Denis der Oesterreicher, bilden die vornehmsten Ausgangs- und Anhaltpunkte dieser abenteuerlichen Richtung: lauter Männer also, die aus Beschränktheit, theils persönlicher, theils provinzieller, sich vorsätzlich gegen die lebendige Gegenwart der Geschichte capricirten, und die daher auch in der Poesie nur eine Caprice zu Wege bringen konnten. Es war ferner ganz consequent, und eine nothwendige Folge dieser unhistorischen Tendenz, daß diese Poeten auch da, wo sie, wennschon immer in bardischer Verhüllung, Personen und Zustände der Gegenwart aufzufassen suchen, gleichfalls fehlgreifen und statt Preußen Oesterreich, statt Friedrich den Zweiten, Joseph den Zweiten fassen. Es ist das eine historische Idiosynkrasie, ein politisches Scheelsehen, das sich aus dem ganzen Bildungsgange unserer Nation recht wohl erklärt und wovon es in ähnlicher Art noch heute und noch viel schlimmere Beispiele giebt: wenn auch mehr in der Praxis, als in der Poesie.

An diese Dichter schließen sich nun einerseits, an Klopstock,

die Göttinger Genossenschaft, mit einigem Anflug auch aus dem rheinischen Kreise — andrerseits, in Oesterreich, an Denis und Sonnenberg, die Wiener Odendichter an, die mit Barden und Skalden, mit Freiheit! Freiheit! und Tyrannenblut! Tyrannenblut! beinahe noch freigebiger waren, als ihre Kollegen in Nord- und Westdeutschland. Aber diese ganze Heldendichtung hatte nicht viel auf sich; die Schilde schlug man wohl an einander und sie rasselten: aber die Helden fehlten. Auch mit der Freiheitsliebe und der gerühmten Unabhängigkeit der Gesinnung war es nicht weit her. Wie in der Ramlerschen Odendichtung, so und noch viel deutlicher, spukte auch noch in dieser Bardenpoesie viel alte Hofpoesie; besonders in der Richtung, die man in Wien und nach Wien hin nahm. Man hätte gar zu gern einen kaiserlichen Patron, einen literarischen Hof, eine tonangebende Hauptstadt gehabt. Wieland und Klopstock, sonst in allen Dingen die entschiedensten Antipoden, stimmten doch in diesem Punkte überein. Klopstock's Zuschrift an Joseph vor der Hermannsschlacht, seine Oden an ihn, die Correspondenz mit dem Fürsten von Lichtenstein u. s. w. sind bekannt: vgl. Gött. Dichterb. 165. Weniger entschieden und weniger öffentlich sprach Wieland seine desfallsigen Wünsche und Hoffnungen aus; aber auch bei ihm verrathen sie sich, sowohl in seinen Briefen aus dieser Zeit, als namentlich auch in einzelnen beiläufigen Stellen in den ersten Jahrgängen des Merkur: wie wir dies in Bälde an einem anderen Ort ausführlicher nachzuweisen hoffen. Ja es dauerte auch gar nicht lange, so schlug dieser abstracte Freiheitstaumel bei Einigen gerade in das Gegentheil um. Kaum daß das Irrlicht der Josephinischen Aufklärung erloschen und die alte oesterreichische

Dunkelheit in integrum restituirt war, so hatten die Herren Haschka und Consorten auch flugs ihre Flöte wieder umgekehrt, und wollten von Freiheit und Menschenrechten nun so wenig wissen, wie sie bis dahin unermüdlich gewesen waren, Tyrannen zu züchtigen und das Volk zu den Waffen aufzurufen — versteht sich, Alles nur auf gut Wienerisch und bloß zum Spaß: aber immerhin genügt es, die Inhaltlosigkeit und Verlogenheit dieser ganzen Richtung darzuthun.

Allein da dies Thema eines der hauptsächlichsten war, die der Verfasser in seiner Schrift über den Göttinger Dichterbund zu erörtern hatte, so hält er hier bei diesen Andeutungen inne, indem er auf das genannte Buch, namentlich auf die Abschnitte p. **162** und **321** fgg., daneben aber auch auf Gervinus IV, **227.** V, **22** fgg. verweist.

Das zweite bedeutende Ereigniß, welches in die früher bezeichnete Periode fällt, ist die französische Revolution mit ihrem Vorspiel, der Befreiung Nordamerika's. Damals war die eigenthümliche Dichtung dieser Epoche die subjective, gemüthliche Dichtung, die Poesie der schönen Persönlichkeit, gerade auf dem Gipfelpunkt ihrer Entwicklung; mit zauberischer Gewalt beherrschte sie die gesammte Literatur und ließ keinen, oder doch nur einen höchst spärlichen Raum neben sich, auf welchem die politische Poesie hätte gedeihen können.

Zwar nicht so haben wir dies zu verstehen, als ob es dem damaligen Deutschland an Theilnahme für die Schicksale Amerika's und Frankreich's und überhaupt an politischem Interesse,

politischer Erregsamkeit gefehlt hätte: ging es uns doch nicht unmittelbar an und brauchte man doch nur Worte, höchstens Schriften, aber keine Thaten beizusteuern. Nur war nicht die Poesie das Organ, durch welches diese politische Erregtheit sich offenbarte. Sie blieb mehr innerhalb der eigentlichen Publicistik, die um diese Zeit unter uns entstand, in ausschließlich historischen und staatsrechtlichen Discussionen, die nur zum Theil, wie in Wieland's politischen Romanen und Dialogen *) (Gerv. IV, 8. 310. V, 386), in den historischen Romanen Albrechts von Haller (ebendas. 356) u. s. w., scheinbar eine poetische Form erborgten, ohne dadurch im Geringsten wirklich ein Object der Kunst, ein Gegenstand der Poesie zu werden. Wollte man daher die Theilnahme, welche unsre Nation und unsre Literatur dem welthistorischen Ereigniß der französischen Revolution geschenkt hat, nur nach dem beurtheilen, was von diesem Ereigniß sich in der sogenannten schönen Literatur, in der eigentlichen Poesie wiederspiegelt, so würde man sehr falsch urtheilen; außerhalb ihrer bewegten sich die Männer und die Schriften, die von dem historischen Inhalt ihrer Zeit auch ihrerseits erfüllt waren. Jene war eben die schöne Literatur: sie hatte es erst zur Humanität, zur Menschlichkeit, noch nicht zum Bewußtsein des Bürgers und des Staats, zum Kosmopolitismus, noch nicht zur politischen Bildung gebracht. Mit Einem Worte: noch war erst nur die Innerlichkeit des Gemüths, nur die per=

---

*) Schon früher, seit 1760 hatte Bodmer „politische Trauerspiele" herausgegeben, die gleichfalls, wie die späteren Romane von Wieland, Haller, Moser u. s. w., zur Erläuterung gewisser politischer Grundsätze dienen sollten. Sie sind aber, politisch sowohl, als poetisch, völlig inept und wurden von Jedermann dafür erkannt.

sönliche Existenz des Subjects, noch nicht die Geschichte selbst für die Schönheit erobert und der Dichtung unterworfen.

Dies zeigte sich namentlich im Fortgang der französischen Revolution. Mit den Anfängen derselben hatte unsre Poesie sich noch recht wohl vertragen können. Die Kluft zwischen den humanisirenden Träumen der deutschen Literaten, den inhaltlosen Extravaganzen der Göttinger Enthusiasten auf der einen — und den idealen Anfängen der politischen Bewegung in Amerika und Frankreich auf der andern Seite war nicht gar so groß. Unsre Gelehrten und Dichter glaubten hier etwas ganz Aehnliches im Werk, als wovon sie immer träumten: die Menschen lauter liebe Brüder, der Himmel auf Erden und Asträa in Person Beherrscherin des neuen Utopien. Sie begrüßten daher den Anfang der französischen Revolution wie den Aufgang eines lang erharrten, segnenden Gestirns, den Beginn einer neuen, platonischen Epoche. Klopstock stand dabei seit 1787 an der Spitze; in zahlreichen Oden (Sämmtl. W. IV, p. 306 fgg., vgl. Gervinus V, 383, 384) pries er sich glücklich, diesen Morgen der Freiheit, diese Aera der Bruderliebe und Menschlichkeit erlebt zu haben: und mit vollen Backen stimmte der Haufe der Nachahmer, besonders aus dem Göttinger Bund, die Stolberge, Voß, Cramer u. s. w. in denselben Ton. Zu diesen Gedichten bietet nun allerdings die Zeitgeschichte den Stoff, sie sind auch mit lebendigem Mitgefühl, mit entschiedener Parteinahme für die Geschichte geschrieben: und doch können wir sie nicht unbedingt als politische Gedichte gelten lassen. Denn selbst politische Thatsachen fassen diese Gedichte weniger vom politischen, als vom kosmopolitischen Standpunkt, vom Standpunkt der üblichen Humanität und Bruderliebe auf. Der Poet nimmt seine Stel-

lung nicht innerhalb des Staates, bei den Parteien der Geschichte, er kämpft nicht um bestimmte, faßbare, politische Rechte: sondern jenseit steht er und führt prächtige Worte in's Feld: Freiheit, Bruderliebe, schönere Menschlichkeit, wo er sich hätte wie ein Hamster festbeißen sollen in dem Nächsten und Besten, wenn es nur etwas Positives, etwas Wirkliches, ein bestimmter politischer Zustand, ein Recht, ein Bedürfniß seines Volkes war. Es war ganz natürlich, daß diese „schöne Menschlichkeit" sich sehr unangenehm aus dem Traum geholfen sah, als die Unmenschlichkeiten der Revolution, jene Gräuel- und Blutscenen ihren Anfang nahmen, die zu beloben eben so kindisch ist, als um ihretwillen die Revolution selbst zu verabscheuen. Es waren eben historische Consequenzen, der böse Anwuchs böser Saaten. Man muß sie verdammen, gewiß; aber mehr noch als sie, diejenigen, durch welche sie möglich geworden, und die durch die brutalen Ausschweifungen ihrer Tyrannei den Grund gelegt zu diesen brutalen Ausschweifungen der Freiheit. Diese selbst konnten auch die Blutflecke, die jetzt ihr Kleid bespritzten, nicht entstellen, auch die Henkersdienste, zu denen Fanatismus, Unverstand und Bosheit sie nöthigten, konnten sie nicht unehrlich machen: denn sie ist göttlicher und unvergänglicher Natur, ein Stern, der wohl mitunter sinken kann, der aber doch niemals vom Himmel fällt.

Wenige Männer des damaligen Europa hatten die Kraft und die Einsicht, dies Vertrauen zu bewahren. In Deutschland, unter den Literaten, weiß Gervinus, V, 389, nur den Einen Georg Forster zu nennen.*) Aber von den eigentlichen

---

*) Doch ist Kant nicht zu übersehen, von dem Nicolovius, der Freund Jacobi's, im J. 1794 bitterlich klagt: er sei ein völliger Demo-

Poeten war nicht Einer, der nicht den Muth verlor. Klopstock verzweifelte; er widerrief förmlich und fluchte nun (S. W. IV, 333 fgg.) mit demselben Eifer, nur in einer noch barockeren, noch sybillinischeren Sprache, als er bis dahin gesegnet hatte: vgl. Hegel's Aesthetik III, 478. Die Nachtreter aber echauffirten sich nun wiederum ebenso sehr mit Loyalitätsliedern, Sanscülottenjagd und Denunciationen, wie vorher mit Freiheitshymnen und poetischem Tyrannenmord. Der fruchtbarste von Allen in dieser Hinsicht war der alte Gleim. Freilich, die Xenien hatten Recht: die Kraft des alten Peleus war sehr geschwunden. Die Zeitgedichte, die der alte Mann seit 1793 drucken ließ, geben nicht bloß ein erbärmliches Zeugniß für die Hinfälligkeit des Alters, sondern sie beweisen auch, daß Gleim niemals auch nur eine Spur historischer Einsicht oder politischer Bildung besessen, und daß an seinen oben erwähnten Kriegsliedern der blinde Enthusiasmus, der Instinkt, die Gunst des Glücks einen viel größeren Antheil gehabt hat, als seine Einsicht und sein historisches Bewußtsein. Welch ein Abstand zwischen den Liedern des Grenadiers und den Zeitgedichten! Jene hatte der Bauer im Feld gesungen, diese ließ Gleim auf seine Kosten drucken und den Soldaten auf Regimentsbefehl in den Tornister packen; für jene hatte ihn die Liebe seiner Nation, der Enthusiasmus

---

krat und habe ihn neulich seine Weisheit hören lassen: Alle Gräuel, die jetzt in Frankreich geschähen, wären unbedeutend gegen das fortdauernde Uebel der Despotie, die vorher in Frankreich etablirt war u. s. w. S. die Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius von Dr. Alfred Nicolovius, 1841 p. 64. Einen Aufsatz über Kant's Stellung zur Politik in der letzten Hälfte der achtziger Jahre von F. W. Schubert enthält der früher citirte Jahrgang des Raumer'schen Hist. Taschenb. p. 525 – 628.

von Alt und Jung, für diese ward er mit gnädigen Kabinetsschreiben belohnt (Körte, p. 253). Und doch könnte man diesen Abfall von Vernunft und Poesie, von Wahrheit und Geschichte, dessen er sich in diesen Gedichten schuldig macht, dem alten Manne selber noch verzeihen: es waren die Zeitvertreibe seiner schlaflosen, grilligen Nächte, die Phantome eines Blinden. Er selbst drängte sich mit ihnen nicht in die Literatur, er verschenkte sie bloß an Monarchen und Musketiere und so mochte man ihm diese Scheinthätigkeit *) als ein unschuldiges Privatvergnügen zugestehen. Allein was soll man zu der Tactlosigkeit des Mannes sagen, der vor anderthalb Jahren, als die Becker'sche Rheinfarce spielte, speculirend auf die franzosenfresserische Stimmung der Zeit, auch diese verlegenen Papiere an den Mann zu bringen, diese Cruditäten des Alters als eine angemessene Nahrung unsrer Zeit, als die begeisterten Vorhersagungen eines Sehers und Propheten, uns anzupreisen die Stirn besaß? Siehe Gleim's Zeitgedichte, herausgegeben von Körte, Leipzig **1841**. — War das eine Speculation, so ist sie vermuthlich keine glückliche gewesen; war es Patriotismus, so war es nicht der rechte, und war es Pietät gegen den alten Gleim, so war diese Art, sie an den Tag zu legen, die ungeschickteste, die sich denken läßt.

Aber es ist Zeit, daß wir uns nach demjenigen Dichter umsehen, welcher, wie bereits früher bemerkt worden, den eigent-

*) Die ihm indessen auch einen bedenklichen Ehrenplatz in dem Obscurantenalmanach von **1798** verschaffte: p. **299**—**314**.

lichen Kern, die wahre Blüthe und Vollendung dieser Literaturepoche bildet: nach Göthe. Gerade in dieser hohen und letzten Stufe, welche Göthe in der Entwicklung des schönen Individuums behauptet, liegt es auch, daß die französische Revolution, weil sie weit über die bisherige Entwicklung hinausging und weniger ästhetischen als historischen Sinn, weniger kosmopolitische als politische Bildung in Anspruch nahm, von allen Dichtern dieser Periode Keinen so schwer traf, Keinen so innerlich aus den Fugen rückte, Keinem ein so unvernünftiges, unerträgliches, unsühnbares Ereigniß blieb, als Göthe. Auf den ersten Anblick zwar möchte man glauben (und seine Ankläger haben es geglaubt und ihm gerade daraus ein Verbrechen gemacht), als ob er sich gegen die Revolution und im Allgemeinen gegen die politischen Bewegungen, die sich an dieselbe anschlossen, nur gleichgiltig verhalten. Das ist gewiß: er hat nicht wie andere Gegner der Revolution diese seine Abneigung in Oden und Hymnen ausgeströmt; er hat nicht den Fanatismus der Stolberge getheilt, deren Blut sich empörte, wo sie etwas von Frankreich hörten und die sogar nicht leiden wollten, daß man die Franzosen damals Franken nannte, nämlich weil ihre, der Grafen Stolberg, Mutter aus einem fränkischen Adelsgeschlechte sei: vgl. die S. W. der Brüder Stolberg in der Ausg. v. 1820 II, 119. 142. Vor solchen Extravaganzen war Göthe schon durch seinen ästhetischen Sinn, sein tiefes und lebendiges Gefühl des Schönen und Würdigen geschützt. Aber sieht man näher zu und vergleicht man namentlich den Göthe, der eben aus Italien zurückkehrt, mit dem, der er sodann in Deutschland wird, den Zurückkehrenden mit dem Zurückgekehrten: so wird man wohl gewahr, welche gewaltsame Veränderung in ihm vor-

gegangen und welche tiefe, unausgleichbare Verstimmung durch die Zeitereignisse in seine Seele geworfen war. Es war die Zeit, wo (daß wir uns seiner eigenen Worte bedienen) „das Unheil der französischen Staatsumwälzung sich immer weiter verbreitend, jeden Geist, er mochte hin denken und sinnen, wohin er wollte, auf die Oberfläche der europäischen Welt zurückforderte und ihm die grausamsten Wirklichkeiten aufdrang." (S. W. XXX, 193.) Auch Göthe konnte sich diesem Zauber der Geschichte nicht entziehen, der eben für ihn nur ein Zauber, sogar ein Bann, eine unheimliche dämonische Gewalt war, die ihn sich selbst entrückte und in der organischen Ruhe des schönen, ästhetischen Bewußtseins störte. Göthe war gewohnt, Alles, was ihn innerlich beunruhigte und quälte, Sehnsucht und Hoffnung, Erwartung und Verlust, poetisch darzustellen und eben durch diese Plastik der Leidenschaft sich der Leidenschaft selbst zu entledigen. Er schloß mit seinen Schmerzen ab, indem er sie in ein Gedicht verwandelte; aus seinen gemüthlichen Krisen gingen poetische Kunstwerke hervor. Es ist deutlich zu sehen, wie er sich bemüht, diese Praxis auch damals zu üben, als die französische Revolution den heitern Horizont seiner künstlerischen Stimmungen umwölkte. Eine ganze Reihe von Productionen, großen und kleinen: der Großkophta, der Bürgergeneral, die Aufgeregten, die Unterhaltungen der Ausgewanderten, die natürliche Tochter u. s. f. sind ebensoviel Versuche, die materia peccans der historischen Erregtheit, die sich weder abwehren, noch bewältigen ließ, in derselben Weise, wie es ihm bis dahin mit den subjectiven Mißstimmungen gelungen war, poetisch abzulagern. Aber hier war die Grenze seines Talents. Alle diese Productionen sind mehr oder weniger verfehlt; sie tragen alle eine gewisse krankhafte,

unnatürliche Färbung; sie sind alle der Nation fremd und unbeliebt geblieben. Nur Hermann und Dorothea macht davon eine Ausnahme. Denn in diesem unvergleichlichen Gedicht ist Göthe, trotz des historischen Stoffes, dennoch seiner Natur getreu geblieben. Er hat sich hier darauf beschränkt, aus der historischen Grundlage auf gemüthliche Zustände, aus der Geschichte zur Idylle zu kommen, während die übrigen oben genannten Versuche umgekehrt darauf ausgehen, gemüthliche Zustände zu historischen zu erweitern und sittliche Conflicte zugleich als politische nachzuweisen. In diesen Gedichten also strebt Göthe aus seiner eigenthümlichen Sphäre hinaus: er geht vom Subject aus und will den Staat begreifen. In Hermann und Dorothea dagegen geht er vom Staat aus und kommt wieder zum Subject, die Geschichte bildet (gerade wie in seinen historischen Dramen, auf die wir uns hier nicht einlassen können) nur den Hintergrund, auf dem die persönlichen Leidenschaften sich bewegen; das große Epos der politischen Begebenheiten dient nur als Folie einer Idylle, einer Liebes- und Hausstandsgeschichte. Der Poet bleibt also schließlich auf seinem Boden: und darum sieht uns Hermann und Dorothea unter den übrigen Göthischen Gedichten dieser Zeit auch nicht anders an, als ein ächtes Kind, der Kraft seines Vaters voll, zwischen Stiefkindern.

Göthe selbst, wiewohl er über dieses Verhältniß schwerlich je zur Klarheit gelangt ist, scheint doch andrerseits selbst gefühlt zu haben, daß er hier an die Grenze seiner Kraft gekommen war. Darum von jetzt an diese Vernachläßigung der Poesie, für die nur Schiller ihn mühsam und vorübergehend wieder gewinnen kann; daher dieses geflissentliche Versenken in Naturgeschichte und andere gelehrte Studien, diese capricirte, ja wir

dürfen wohl sagen: carrikirte Indifferenz gegen die Geschichte, wie z. B. wenn er während des Feldzugs nach der Champagne, mitten im Wirrwarr der Schlachten und des Lagerlebens, Optik studirt und Theaterprologe schreibt unter dem Donner der Leipziger Völkerschlacht. Man hat das auch als großartig bewundert und gemeint, das sei das Rechte, das zeige den wahren Mann: Si fractus illabatur orbis etc. Das Großartige geben wir zu; denn das lag in Göthe's Natur, er konnte nichts Kleines, nichts Unschönes thun: aber das Rechte war es nicht. Und darum, wie wir Jenes zugeben und überhaupt dafür, daß dies Alles so war und nicht anders, nicht Göthe verantwortlich machen, sondern seine Zeit, „die allmächtige, seine Herrin und unsre, die ihn zum Manne geschmiedet und uns": ebenso gebe man nun auch uns zu, daß der Standpunkt seiner Zeit kein absoluter gewesen ist, und daß wir von unsrer Zeit aus das Recht und sogar die Pflicht haben, die weitere Entwicklung der Gegenwart, wie überall, so auch im Angesicht Göthe's, anzuerkennen und auszusprechen.

Im Uebrigen hat Göthe über seine Stellung zur Geschichte und ins Besondere über das Verhältniß seiner Poesie zur Politik sich verschiedentlich selbst ausgesprochen. Er kommt, sowohl in den zahmen Xenien als namentlich auch in den Eckermann-schen Unterhaltungen, diesen schätzenswerthesten Beiträgen zur Kenntniß unsers großen Dichters, wiederholentlich darauf zurück: so daß man schon daraus schließen kann, wie dieser Gegenstand, trotz des Alles bewältigenden Humor's der Göthe'schen Natur, ihm dennoch immerdar in der Seele gelegen und ihm innerlich zu schaffen gemacht hat. Wir wollen die Hauptstelle, welche die genannten Unterhaltungen über dies Thema bieten, hierhersetzen;

durch eine wundersame Fügung ist sie zugleich die letzte Unterhaltung, (März 1832, also einige Tage vor seinem Tode) von welcher Eckermann uns berichtet. Ueber die Stelle selbst, in welcher Wahres und Falsches auf eine beängstigende Weise gemischt ist und die wohl als das Credo der Eingangs erwähnten Aesthetiker gelten darf, enthalten wir uns aller Bemerkungen; sie würden jedenfalls nicht am Orte sein: für die Einen, weil sie dieselben nicht mehr brauchen; für die Andern, weil sie ihnen doch nicht glauben würden.

Hier das Göthe'sche Bekenntniß: a. a. O. II, 356 fgg.

„Wir Neuern sagen jetzt besser mit Napoleon: die Politik ist das Schicksal. Hüten wir uns aber mit unsern neusten Literatoren zu sagen, die Politik sei die Poesie, oder sie sei für den Poeten ein passender Gegenstand. Der englische Dichter Thomson schrieb ein sehr gutes Gedicht über die Jahreszeiten, allein ein sehr schlechtes über die Freiheit; und zwar nicht aus Mangel an Poesie im Poeten, sondern aus Mangel an Poesie im Gegenstande.

So wie ein Dichter politisch wirken will, muß er sich einer Partei hingeben; und so wie er dieses thut, ist er als Poet verloren; er muß seinem freien Geiste, seinem unbefangenen Ueberblick Lebewohl sagen, und dagegen die Kappe der Bornirtheit und des blinden Hasses über die Ohren ziehen.

Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an keine besondere Provinz und an kein besonderes Land gebunden ist, und das er ergreift und bildet, wo er es findet. Er ist darin dem Adler gleich, der mit freiem Blick über Ländern

schwebt, und dem es gleichviel ist, ob der Hase, auf den er hinabschießt, in Preußen oder in Sachsen läuft.

Und was heißt denn: sein Vaterland lieben, und was heißt denn: patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war schädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln, was soll er denn da Besseres thun? und wie soll er denn da patriotischer wirken? — An einen Dichter so ungehörige und undankbare Anforderungen zu machen, wäre eben so, als wenn man von einem Regimentschef verlangen wolle: er müsse, um ein rechter Patriot zu sein, sich in politische Neuerungen verflechten und darüber seinen nächsten Beruf vernachläßigen. Das Vaterland eines Regimentchefs aber ist sein Regiment, und er wird ein ganz vortrefflicher Patriot sein, wenn er sich um politische Dinge gar nicht bemüht als so weit sie ihn angehen, und wenn er dagegen seinen ganzen Sinn und seine ganze Sorge auf die ihm untergebenen Bataillons richtet, und sie so gut einzuexerziren und in so guter Zucht und Ordnung zu erhalten sucht, daß sie, wenn das Vaterland einst in Gefahr kommt, als tüchtige Leute ihren Mann stehen.

Ich hasse alle Pfuscherei wie die Sünde, besonders aber die Pfuscherei in Staatsangelegenheiten, woraus für Tausende und Millionen nichts als Unheil hervorgeht.

Sie wissen, ich bekümmere mich im Ganzen wenig um das, was über mich geschrieben wird, aber es kommt mir doch zu Ohren, und ich weiß recht gut, daß, so sauer ich mir es auch mein Lebelang habe werden lassen, all mein Wirken in den Augen gewisser Leute für Nichts geachtet wird, eben weil ich

verschmäht habe, mich in politische Parteiungen zu mengen. Um diesen Leuten recht zu sein, hätte ich müssen Mitglied eines Jakobinerklubs werden und Mord und Blutvergießen predigen! — Doch kein Wort mehr über diesen schlechten Gegenstand, damit ich nicht unvernünftig werde, indem ich das Unvernünftige bekämpfe." *)

Die Schranke, an welcher Göthe's Genie zu Schanden ward, hat Schiller überschritten. Mit ihm ist die Poesie aus der bloßen Innerlichkeit des schönen Subjects hinausgetreten in die erfüllte, bewegte Welt des historischen Subjects, welches das schöne, als seine Voraussetzung, bereits in sich hat. Er ist der Anfang einer neuen Epoche unsrer Dichtung, in deren ersten Stadien wir uns noch gegenwärtig befinden, der helle, leuchtende Aufgang einer Bahn, die wir noch lange nicht vollendet haben, ja von der wir uns geraume Zeit verloren hatten und auf die wir erst jetzt allmälig zurückkehren. Es ist derselbe Weg, der uns im Leben der Nation von dem bloß ästhetischen zum politischen Bewußtsein führen will, zu welchem jenes nur Durchgang und Vorbereitung gewesen ist; wie das von Schiller selbst in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschenge-

*) Vgl. einige andere hieher gehörige Stellen in gedachtem Werk I, 66. 118 fgg. 306 fgg. 340. II, 92. (vgl. I, 324. II, 341.) — Aus Gervinus haben wir keine einzelne Stelle citiren mögen, weil der ganze Abschnitt des fünften Bandes, über Göthe und Schiller, p. 363 — 569 hieher gehört; in ihm ist beinahe Alles erschöpft, was hier zu sagen war. Auch einige Stellen aus dem vierten Band müssen damit zusammengehalten werden: IV, 499, 425, 517.

schlechts (Gervinus V, 421 fgg.) mit klarer Einsicht ausgesprochen worden ist. Die Poesie wird die Nation auch auf dieser neuen Entwicklung begleiten: und also ist, von Schiller an, die politische Poesie unsrer Zukunft gewiß.

Das Pathos der Göthe'schen Poesie ist die lebendige Persönlichkeit; das Pathos der Schiller'schen ist die Freiheit. Das hat auch Göthe, dieser Kenner der Herzen, wohl erkannt: „Durch alle Werke Schiller's, sagte er zu Eckermann, (Januar 1827: I, 306) geht die Idee von Freiheit, und diese Freiheit nahm eine verschiedene Gestalt an, sowie Schiller in seiner Cultur weiter ging und selbst ein Anderer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte und die in seine Dichtung überging; in seinem späteren Leben die ideelle." Aber diese Freiheit bleibt bei ihm nicht bloß ideell, sie ist nicht immer bloß ein Postulat, das zwar ausgesprochen, aber nicht befriedigt wird: sondern die Geschichte bietet ihm den Stoff, das göttliche Recht, die lebendige Erfüllung dieser Forderung nachzuweisen. Zwar ist es nicht unmittelbar die Geschichte seiner Gegenwart, die er poetisch bewältigte: aber mit sicherem historischen Takt, ja mit prophetischem Geist fand er, statt sich wie Klopstock in eine fabelhafte, abstruse Vorzeit zu verlieren, stets solche Zeiten heraus, die den damaligen analog waren; er hat uns nicht selbst politische Lieder hinterlassen, aber die Anregungen dazu hat er gegeben und die Bahn bezeichnet. Es ist ein interessantes Problem, was Schiller gethan haben würde, wenn er die Katastrophe von Jena und jene schmachvollen Jahre der Fremdherrschaft, die sich an diese anschlossen, erlebt hätte. Aber man darf es ja nicht einmal ein Problem nennen: wie hätte der Mann, der sich schon von fremdher in die französische

Revolution einmischen wollte, (in der projectirten Vertheidigung Ludwigs des Sechzehnten: vgl. Gervinus V, 368 f.) gleichgiltig sein können gegen das Schicksal seines Vaterlandes? wie hätte der Historiker, der den Freiheitkrieg der Niederlande verherrlicht hatte und der sich mit dem Gedanken eines deutschen Plutarch trug, die Knechtschaft seines Volkes ertragen wollen? wie hätte der Dichter des Tell, dieses unsterblichen Gedichtes, das er uns scheidend, ein letztes, theuerstes Denkmal hinterlassen, ein glorreiches Festspiel der Freiheit, vor dem noch dreißig Jahre später die Könige sich scheuten — *) wie hätte er von sich selbst abfallen und den Heroldruf der Freiheit, der Einigkeit, der männlichen That verläugnen können?

Aber das Alles sind nun müßige Träumereien. Schiller ward uns entrückt, gerade zu der Zeit, wo er seinem Volk am Nöthigsten gewesen wäre. In der vollen Kraft seines Geistes, in der schönsten Blüthe seines Talentes, schied er dahin; er sollte uns nur ein heller, schöner Polarstern werden, der keinen Niedergang kennt, der Stern unsrer Zukunft, zu dem unser Auge sich allzeit erhebt.

---

*) „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren:
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen."

Und so stehen wir hier am Schluß unsres Aufsatzes. Nicht, daß wir glaubten, die Geschichte der Literatur nach Schiller sei nicht werth geschrieben zu werden: wir glauben nur, daß es gegenwärtig noch zu früh ist, diese Geschichte zu schreiben, da wir selbst erst mitten in ihren Anfängen stehen. Es ist aber bedenklich, die Geschichte einer Zeit zu schreiben, die eben erst im Werden ist, und einer Richtung, die sich nur erst in Anfängen bewegt; man bekommt sonst am Ende das Geschichtsbuch ehe, als die Geschichte selbst. Wir lassen daher auch die besondern Schicksale, welche seitdem unsre politische Poesie betroffen, hier einstweilen unerörtert, sowohl die mittelalterliche Reaction der Romantik während der Zeit unsers politischen Unglücks, als die Sänger der Freiheitkriege, die sich zum Theil an Jene (Schenkendorf), zum Theil an Schiller (Körner) anlehnen, zum Theil endlich beide Richtungen zu vereinigen suchen (Arndt), und deren Gedächtniß in manchem trefflichen Liede fortleben wird. Solch eine Anerkennung zwar, verdient wie sie ist, läßt sich schon jetzt aussprechen; aber vollständig, nach ihrem ganzen Umfang und ihren wahren historischen Zusammenhängen, wird diese Richtung erst in einer späteren Zeit gewürdigt werden können. In erhöhtem Maße gilt das von den wenigen Einzelnen, die auch während der allgemeinen, politischen wie literarischen Abspannung von **1817** bis **1830**, mitten in den Hungerjahren der Furcht, der sittlichen Verworfenheit, des Indifferentismus, der Klatschereien und Nichtigkeiten, die schlaffen Saiten der deutschen Leier zu einzelnen männlichen Tönen zu stimmen wagten, und von denen wir nur den Einen Uhland mit all der Anerkennung und Ehrfurcht nennen wollen, die diesem deutschen Manne gebührt. Und endlich und am Meisten gilt es von denen, die seit **1830**

(Grün, Lenau), oder gar zehn Jahre hernach, seit unsrer jüngsten Entpuppung, die verfolgte, verketzerte, für närrisch erklärte politische Poesie unter uns zu restituiren versucht haben. Urtheile man jetzt über diese Versuche, ihren Werth und ihre geschichtliche Bedeutung, wie man mag. Die historischen Thatsachen zu einem solchen Urtheil glauben wir in Vorstehendem zusammengetragen zu haben; wir selbst enthalten uns, es zu fällen. Wir appelliren an die Vergangenheit — und obenein ist uns die Zukunft gewiß.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Werner Schramml
Buchbinderei
München 8
Breisacher Str. 8

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Prutz, Robert Eduard,

Die politische Poesie der Deutschen

Leipzig 1845

P.o.germ. 1105 sc
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116502-5